

Schnelle Scheidung ... und dann?

Seit zwei Jahren gilt ein neues Scheidungsrecht. Eine erste Bilanz fällt gemischt aus

Retour de bâton

Face à Shakira ou aux avocats, le fisc peine à imposer la transparence

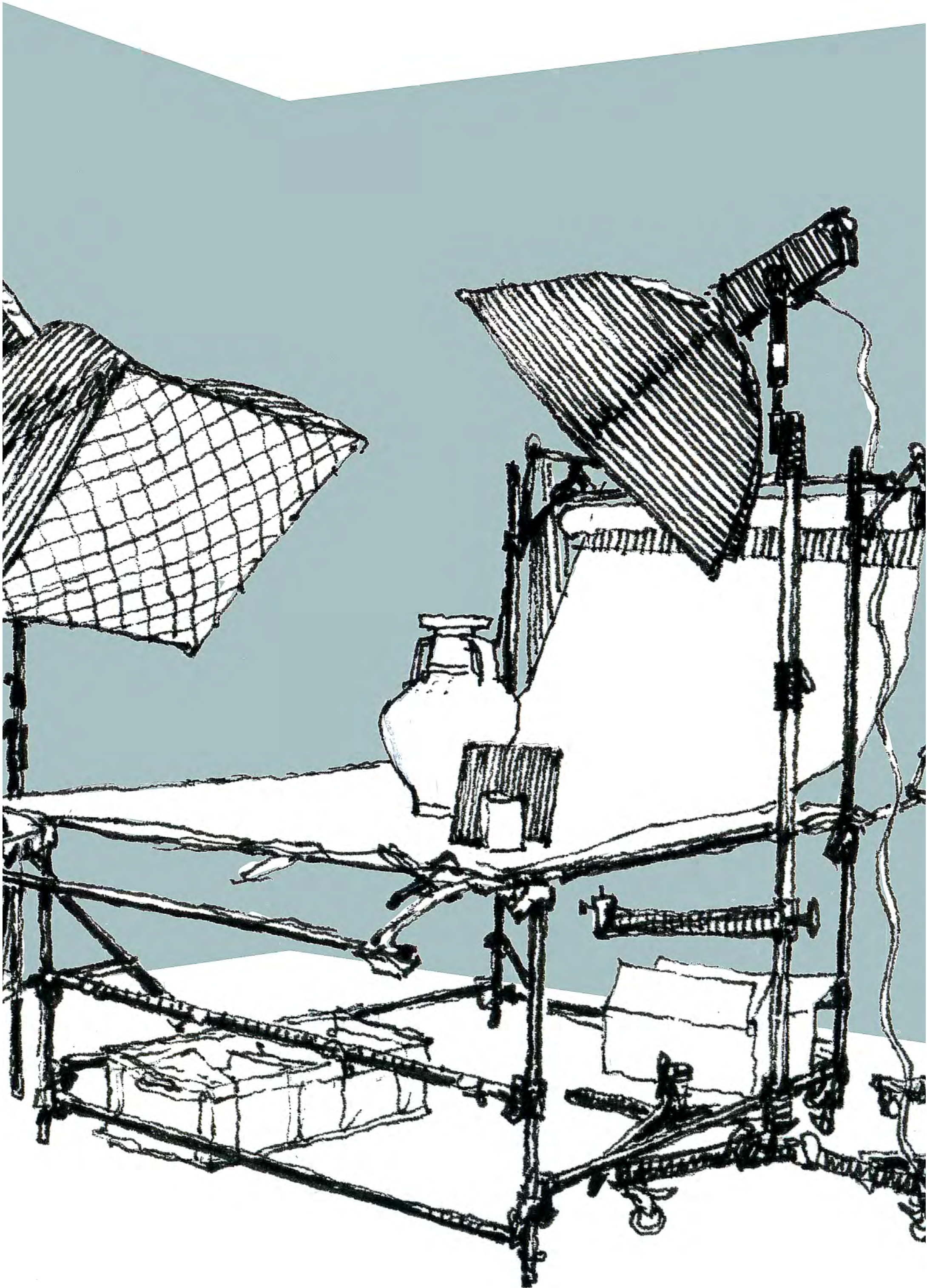
Une crise qui frappe plus durement les afro-descendants ?

À la veille de la Semaine du Logement, focus sur la crise qui se fait encore plus aiguë sur fond de Covid-19

SUPPLÉMENT MUSÉES

Les musées font face à la crise sanitaire : hygiénisme, digitalisation, nouveaux espaces. Vingt pages pour en parler

Illustration : Arnaud De Meyer





Schnelle Scheidung ... und dann?

Ines Kurschat

Zwei Jahre ist das neue Scheidungsrecht in Kraft und es gilt das gemeinsame Sorgerecht. Was grundsätzlich im Interesse von Eltern und Kindern ist, kann bei Gewaltbeziehungen zur (tödlichen) Falle werden

Die Scheidung war kurz und schmerzlos. „Mein Ex-Mann und ich waren uns einig, dass wir uns trennen wollten. Und die wesentlichen Fragen zu den Kindern konnten wir ebenfalls einvernehmlich regeln, erinnert sich Monique Medinger (Name ist der Redaktion bekannt). Sie war eine der ersten, die 2019 nach dem Scheidungsgesetz von November 2018 geschieden wurde. Heute wohnen die Kinder, vier und sechs Jahre alt, bei ihr. Jedes zweite Wochenende sind sie beim Vater. „Die Ferien teilen wir uns auf. Wichtige Fragen, wie die Schule oder Arzttermine, besprechen wir zusammen“, sagt sie zufrieden.

So wie ihr geht es vielen Ex-Paaren mit dem neuen Scheidungsrecht: Dank des Zerrüttungsprinzips und eines schnelleren Verfahrens braucht es kaum sechs Wochen, bis eine Ehe amtskräftig geschieden ist. Denn der Familienrichter (*juge aux affaires familiales*, kurz: Jaf) ist zuständig für Scheidungen, Sorgerecht und damit einhergehende Fragen etwa zum Wohn-, Besuchs- oder Unterhaltsrecht. Die sonst auf vier Zivil-, Friedens-, Jugend- und Vormundschaftsgerichte aufgeteilten Kompetenzen sind alle dem Jaf zugeordnet; im Prinzip kann sich ein/e Richter/in so aller Familienrechtsstreitigkeiten annehmen, was die Verfahren bündelt und verkürzt.

Das elterliche Sorgerecht ist geteilt und steht beiden Eltern ab der Geburt des Kindes automatisch zu. Zu klären bleibt im Falle einer Trennung oder Scheidung, wo die gemeinsamen Kinder aufwachsen, wer was bezahlt, wie, falls vorhanden, gemeinsamer Besitz aufgeteilt wird. Sind beide Eltern sich einig, ist auch das kein großes Drama: Das gemeinsame Kind wohnt dann bei einem Elternteil, das andere erhält das Besuchsrecht, oder das Kind pendelt zwischen den Wohnungen seiner Eltern hin und her.

Weniger schmutzige Wäsche „Im Prinzip ist die Auflösung einer Ehe so schneller und einfacher möglich“, bekräftigt Sonia Dias Videira, Rechtsanwältin in Luxemburg-Stadt. Das belegen auch die

Gewalttätige Ex-Männer nutzen das Besuchsrecht, um zu versuchen, Zugang und Kontrolle über die Ex-Partnerin zurückzugewinnen

Statistiken der Gerichte eindrucksvoll: Von 2018 auf 2019 schnellte die Zahl der an Bezirksgerichten gesprochenen Scheidungen von 419 auf 1 906 hoch, wobei 1 461 nach der neuen Prozedur gesprochen wurden. „Je nachdem, wie einig sich beide Parteien sind, werden die nachgeordneten Fragen schneller oder langsamer geklärt“, so Dias Videira. Statt wie früher, Aspekte wie das Sorgerecht, Wohnrecht und Unterhalt während des anhängigen Scheidungsverfahrens zu verhandeln, sind sie jetzt nachgeordnet. Am Ende kann es mitunter sein, dass ein Verfahren insgesamt so lange braucht, wie beim alten Schuldprinzip: „Mit dem Unterschied, dass das Scheidungsverfahren selbst weniger Gewicht hat.“

„Rosenkriege um die Schuldfrage bleiben uns heute erspart“, bestätigt auch die Rechtsanwältin Claudine Erpelding. Sie habe der völligen Abschaffung des Schuldprinzips zunächst skeptisch gegenüberstanden, gibt Erpelding zu. „Aber die Beschleunigung des Verfahrens ist eindeutig eine Verbesserung für beide Parteien“, sagt sie heute. Gleichwohl gebe es Partner, denen die Schuldfrage im Falle einer Trennung wichtig sei: Zum Beispiel, wenn der/die Partner/in fremdgegangen ist, der Scheidungsantrag überraschend kommt oder man sich im Leid trennt. Solche Klienten bleiben ohne eine „moralische Klärung“ zurück, stellt Dias Videira fest.

Im Prinzip kann ein/e Familienrichter/in wohl eine Bedenkzeit von maximal zwei mal drei Monaten anordnen, in denen die Partner überdenken können, ob sie sich wirklich trennen wollen. „Bei Paaren“, so Dias Videira, „wo ein Partner partout nicht mehr in der Beziehung bleiben will, verstreicht diese Frist in der Regel ungenutzt. Andere beginnen vielleicht eine Paartherapie.“ Laut Alexandra Huberty, Vorsitzende Richterin von 14 Familienrichtern/innen am Bezirksgericht Luxemburg (in Dikrich: drei) wird die Bedenkzeit eher selten angefragt; bei ihr waren es rund zehn Mal in zwei Jahren, von denen acht Ehen trotzdem geschieden wurden.

Besuchszeit als Druckmittel Laut Gesetz ist so eine Bedenkzeit sogar bei Gewalttätigen möglich, allerdings ohne die Verpflichtung, dass die Betroffenen während dieser Zeit zusammenwohnen bleiben müssen“, betont Richterin Huberty. „Die Zeit macht eher Sinn, um den Auszug zu organisieren. Was an so einer Beziehung zu retten sein soll, ist mir ein Rätsel“, sagt Anwältin Dias Videira skeptisch. Gewalttätige Beziehungen zeichne eine eskalierende Spirale von Drohungen, Einschüchterungen und Angriffen aus, nach der die Opfer (in der Mehrheit Frauen) oft zum Aggressor zurückkehren – weil sie Angst um ihr Leben und ihre Gesundheit oder die ihrer Kinder haben, sie den Kindern den Vater nicht nehmen wollen, oder weil ihnen eine Perspektive fehlt, finanziell auf eigenen Beinen zu stehen.

Das neue Gesetz käme den Opfern von Gewalt entgegen, da beim Schuldprinzip früher zunächst das

Strafrechtsverfahren abgewartet werden musste, so die Einschätzung von Richterin Huberty auf *Land-Nachfrage*. „Heute hat das Opfer eine Perspektive, unter Umständen nach zwei bis drei Monaten vom gewalttätigen Partner getrennt zu sein.“ Besteht wegen anhaltender Beziehungsgewalt eine größere Gefahr, könne die Wegweisung der Polizei um drei Monate verlängert oder das getrennte Wohnen richterlich angeordnet werden.

Mitarbeiterinnen von Frauenhäusern reicht das nicht. Denn über das Besuchsrecht können aggressive Ex-Partner weiter enormen Druck ausüben. Und sie tun es auch. Umso wichtiger sei es, den Übergang von der Ankündigung, sich zu trennen, und dem tatsächlichen Auszug gut zu planen. Leider hört die Gewalt nach Wegweisung und Trennung eben nicht auf, „sondern geht ganz oft weiter ... und das ist dann oft der gefährlichste Moment für das Opfer“, unterstreicht Andrée Birnbaum, Leiterin der Frauenschutzorganisation Femmes en détresse. Empirische Studien belegen, dass das Risiko einer Frau, getötet zu werden, am größten ist, wenn sie sich aus einer Misshandlungsbeziehung gelöst hat; ein Teil der Tötungsdelikte finde gerade bei der Übergabe der Kinder an den Vater statt.

Die beschleunigte Scheidungsprozedur begrüßt Birnbaum trotzdem: Opfer würden so schneller von ihrem Peiniger getrennt. Dennoch folge auf eine Scheidung oftmals eine lange Leidensphase, weil der Aggressor einfach nicht vom Opfer ablassen will. „Bei Kindern können gemeinsames Sorgerecht und das Besuchsrecht – wichtig und richtig bei Kindern, die in funktionalen Familien aufwachsen –, dann kontraproduktiv wirken“, warnt Céline Gérard. „Gewalttätige Beziehungen zeichnen sich dadurch aus, dass ein Partner – meist ist es der Mann – Macht und Kontrolle ausüben versucht, während das Opfer zu schwach ist, um allein aus dem Teufelskreis auszubrechen“, so die Leiterin des Service psychologique pour enfants et adolescent(e)s victimes de

violence domestique (S-Psyca), ein Beratungsdienst des Netzwerks Services d'assistance aux victimes de violence domestique, das 2005 von Femmes en détresse gegründet wurde.

Kinder als Spielball Insbesondere das Besuchsrecht werde dann zur regelrechten Falle, die das Opfer zum andauernden Kontakt mit dem Gewalttäter zwingt. „Es ist sehr kompliziert für diese Frauen, Angelegenheiten rund ums Kind einvernehmlich zu lösen, denn in gewalttätigen Beziehungen ist per Definition kein Respekt da“, erklärt Sonia Dias Videira. Es brauche aber Respekt und Verantwortungsbewusstsein, um eine gute Lösung im Sinne der Kinder zu finden. „Selbst wenn sich die Frau zügig trennt und sie getrennt wohnt, bleibt sie im Streit um die Kinder an ihren Peiniger gebunden“, hat die Rechtsanwältin beobachtet, an sich „überzeugte Befürworterin“ eines gemeinsamen elterlichen Sorgerechts.

Kontrolle über das gemeinsame Kind auszuüben, sei leider nicht selten, sondern ganz typisch für so zerstörerische Beziehungen: Weil es um Macht geht, nutzen ehemalige Lebenspartner/innen jeden Angriffspunkt, um den Ex-Partner zu schikanieren – und sei es über die eigenen Kinder. „Will die Mutter beispielsweise das Besuchsrecht organisieren und ausführen, riskiert sie, erneut Opfer zu werden“, beschreibt Andrée Birnbaum vom Frauennotruf den Teufelskreis. Der Tatsache, dass Kinder Zeugen dieser Gewalt seien – wenn sie nicht sowie so misshandelt werden –, werde vor Gericht „nicht immer Rechnung getragen“. Kinder bräuchten „erst einmal eine Zeit, um die traumatischen Erfahrungen zu verarbeiten, um dann vorbereitet unter größtmöglichem Schutz wieder Kontakt mit dem Vater zu haben“, fordert sie.

Bei aktenkundigen Gewalttätigen kann das Opfer beantragen, dass das gemeinsame Sorgerecht ihm-zugeteilt wird. Die Entscheidung obliegt dem Ge-



Wenn sich Eltern trennen, leiden oft die Kinder



Sven Becker

richt. Bei der Wegweisung, wenn die Polizei den Täter des gemeinsamen Haushalts verwiesen hat, herrscht Kontaktsperre, der Aggressor muss sich vom Opfer fernhalten. Sind Kinder im Spiel, wird systematisch der psychologische Dienst S-Psyea eingeschaltet. „Wir begleiten die Kinder bis zu sechs Monate lang“, sagt Leiterin Gérard. Einer australischen Studie nach erlebt ein Viertel der Kinder in gewalttätigen Beziehungen ebenfalls Gewalt.

Selbst wenn Kinder „nur“ Augenzeuge von Schlägen, Wutausbrüchen und Erniedrigungen durch den Vater (oder die Mutter) waren, sind sie oft traumatisiert und das Verhältnis ist nachhaltig erschüttert. „Das Kind erfährt Gewalt durch einen nahen Menschen, den es liebt und der es eigentlich beschützen soll. Zudem ist der andere Elternteil oft zu schwach, das Kind vor den Aggressionen zu schützen und es zu unterstützen“, beschreibt Gérard den doppelten Vertrauensbruch. Die physischen und psychischen Narben, die das hinterlässt, gehen tief und wirken bis ins Erwachsenenleben hinein.

Die Istanbuler Konvention gegen Beziehungsgewalt, die Luxemburg ratifiziert hat, verpflichtet die Unterzeichnerstaaten, gewalttätige Vorfälle bei Entscheidungen über das Besuchs- und Sorgerecht betreffend Kinder zu berücksichtigen und sicherzustellen, dass „die Ausübung dieses Rechts nicht die Rechte und die Sicherheit des Opfers oder der Kinder gefährdet“. Kinderrechtler fordern Gerichte auf, sorgfältig zu prüfen, „wie sich das Umgangsrecht des gewalttätigen Elternteils voraussichtlich auf die Kinder auswirken wird“. Im Einzelfall könne es geboten sein, „das Umgangsrecht einzuschränken“ oder einen betreuten Umgang anzuordnen, der „Schutzaspekten Rechnung trägt“, hält eine Studie aus dem Jahr 2015 zum *Umgang mit häuslicher Gewalt im Sorgerechtsverfahren und das Umgangsrecht für das Gewalt ausübende Elternteil* der Uni Frankfurt am Main fest. In Luxemburg ist eine Evaluation des neuen Scheidungsrechts für 2021 geplant; dafür will das

Justizministerium die bis dahin gesammelten Erfahrungen auswerten lassen.

Wer schlägt, verliert In Deutschland fordern Frauenhäuser angesichts von Frauenmorden, das geteilte Sorgerecht zu überdenken und zwar dahingehend, dass es bei erwiesenen Gewalttätigen zunächst ruhen solle. Erst wenn er (oder sie) durch eine Therapie oder ein Anti-Aggressionstraining bewiesen hat, dass er sein Verhalten ändert und wenn keine Gefahr mehr von ihm ausgeht, sollte er das Kind besuchen und in wichtigen Erziehungsfragen mitbestimmen dürfen. Wer schlägt, bewiese, dass er kein verantwortungsvolles Elternteil sei, so die Argumentation. Das Bild vom liebevollen Vater, der erst mit den Kindern Hausaufgaben mache, sie dann ins Bett bringe und später heimlich die Mutter verprügele, gehe an der Realität vorbei. In Luxemburg hatte das Ombudskomitee für Kinderrechte ebenfalls vor der Reform vor den Tücken eines geteilten Sorgerechts und großzügig gewährter Besuchsrechte im Kontext gewalttätiger oder „konfliktvoller“ Ehen gewarnt.

Das Familiengericht kann notorisch aggressiven Vätern oder Müttern grundsätzlich wohl das Sorgerecht entziehen, das geschieht aber selten. Eher wird beim Besuchsrecht genau hingeschaut und Visiten nur unter Auflagen gewährt, meistens unter Aufsicht erfahrener Erzieher in Einrichtungen wie dem Treffpunkt. So sollen sowohl das Opfer als auch die Kinder vor weiteren Übergriffen und re-traumatisierenden Erfahrungen geschützt werden. „Die Mitarbeiter sind geschult, aber einen hundertprozentigen Schutz können sie nicht gewährleisten“, sagt Céline Gérard. Wichtig sei, dass Kinder, die sich trotz Aufsicht während der Visite unwohl oder bedroht spürten, dies „durch verabredete heimliche Zeichen“ melden könnten, ohne die Wut des Elternteils oder Loyalitätskonflikte fürchten zu müssen. Papier ist geduldig und Gewalttäter sind oft unbelehr- und unberechenbar. Das zeigen die zahlrei-

chen Beispiele, wo Frauen trotz gerichtlich verordneter Auflagen und Kontaktsperre von ihrem Ex angegriffen werden. Manche überleben die Attacken nicht. Es komme vor, dass uneinsichtige schlagende Väter bei der Übergabe des gemeinsamen Kindes ausrasten, berichten Mitarbeiterinnen von Femmes en détresse. Andere sind subtiler: Sie tauchen plötzlich im Kindergarten oder Sportverein auf, um das gemeinsame Kind abzuholen, obwohl es bei der Mutter wohnt. Die – kalkulierte – Folge: Mutter und Kind leben in ständiger Angst. „Es wäre wichtig, dass Gerichte dem Täter klarmachen, dass so ein Verhalten inakzeptabel ist und Folgen hat“, betont Céline Gérard. Dritte trauten sich oft nicht, sich gegen das „sein“ Kind fordernde Elternteil zu stellen; schließlich haben grundsätzlich beide Eltern das Sorgerecht. „Es braucht einen besseren Schutz für die Kinder“, so Gérard. In Frankreich werden seit diesem Monat erstmals Fußfesseln für Gewalttäter getestet, die der Polizei melden, wenn sich ein Täter trotz Kontaktsperre dem Opfer nähert. In Großbritannien bekommen Wiederholungstäter von der Polizei systematisch sogenannte Gefährderansprachen, um sie zu warnen, dass bei Missachtung der Auflagen hohe Strafen drohen.

Mehr Schutz tut Not Dass Kinder zum Spielball von Auseinandersetzungen zwischen Erwachsenen werden, ist aber leider eben nicht nur in gewalttätigen Beziehungen der Fall, obschon die Folgen dort besonders schwerwiegend sind. „Es gibt Eltern, die benutzen die Kinder, um dem Ex-Partner eins auszuwischen“, konstatiert der Kinderrechtsbeauftragte René Schlechter. War während der Ehe der Sportkurs des Sohns noch kein Problem, will der geschiedene gekränkte Elternteil mit einem Mal die Aktivität nicht länger unterstützen. Manche verbieten sogar Beratungstermine beim Kinderpsychologen, ungeachtet dessen, was gut fürs Kind ist, um so den/die Ex zu treffen. „Die Gerichte müssen hier sorgfältig abwägen und herausfinden, was im Interesse und zum Wohl des

Kindes ist“, sagt Sonia Dias Videira. Dabei helfen nicht zuletzt Kinderanwältinnen.

Sorgerechtsfragen darüber, was zu den alltäglichen Angelegenheiten (*actes usuels*) im Rahmen des gemeinsam ausgeübten Sorgerechts zählen und welch Aktivitäten das Einverständnis des anderen Elternteils benötigen, können zur Schikane ausarten. „Wie sich ein Kind anzieht und was es in der Schule isst, kann das Elternteil, bei dem es lebt, frei entscheiden“, betont Anwältin Sonia Dias Videira. „Plant ein Elternteil indes fortzuziehen und das Kind mitzunehmen, braucht es zuvor die Zustimmung des anderen Elternteils.“ Die Praxis ist so eindeutig nicht: Es soll Gemeinden geben, die den Umzug und Wohnortswechsel als private Angelegenheit bewerten, ohne Einverständniserklärung des anderen Elternteils. Währenddessen ist die Entscheidung, die Schule zu wechseln, laut einer rezenten richterlichen Grundsatzentscheidung, mit beiden Eltern abzusprechen. „Das ist nicht logisch“, kritisiert Dias Videira. Insbesondere wenn

Eltern ins Ausland ziehen, habe das „großen Einfluss auf das Besuchsrecht und auf das Leben des anderen Elternteils“, mahnt sie.

Auch die Unterhaltszahlungen waren und bleiben ein Zankapfel: Es gibt hierzulande keine Tabelle, die die Höhe des Unterhalts bestimmt, auch wenn laut Gesetz Kriterien, wie das Gehalt, die Wohnverhältnisse und mehr bei der Berechnung zu berücksichtigen sind. Eltern zahlen trotz Gerichtsbeschluss keinen Unterhalt oder nicht regelmäßig oder nicht in voller Höhe, mit der Folge, dass der andere Elternteil das Geld kostenpflichtig per Anwalt eintreiben muss. In Luxemburg liegen die Unterhaltszahlungen im Durchschnitt bei 250 bis 400 Euro pro Kind. Nicht sehr viel, bedenkt man, dass in Deutschland, Ex-Partner mit mittleren Einkommen um die 600 Euro pro Kind zahlen und die Mietpreise dort deutlich niedriger liegen. Der angespannte Wohnungsmarkt wurde in der Vergangenheit von Richtern oft als Grund angeführt, den Unterhalt nicht höher anzusetzen. Früher gab es neben dem Unterhalt fürs gemeinsame Kind Alimente für den Ex-Partner (in der Regel die Frau), um während einer Übergangszeit annähernd denselben Lebensstandard zu erhalten.

Die Wohnungsnot führt bei Scheidungen immer wieder zu Härten, wenn sich der/die Ex keine Wohnung leisten kann. Mit der einvernehmlichen Scheidung endet im Prinzip das Zusammenleben, sofern beide Parteien keine andere Regelung vereinbart haben. „Das ist für diejenigen problematisch, die noch keine Wohnalternative gefunden haben oder die sich keine leisten können“, gibt Sonia Dias Videira zu bedenken, das seien häufig Frauen. Dasselbe gelte bei nicht gezahlten Rentenbeiträgen: Gibt es kein teilbares Vermögen und „ist das Einkommen nicht hoch genug, bleibt kaum Geld, um Rentenan sprüche zurückzukaufen“, so die Anwältin. Alles Aspekte, die bei der Auswertung im nächsten Jahr unbedingt berücksichtigt werden sollten. ●

Sorgerechtsstreitigkeiten können zur Schikane ausarten. Familiengerichte sind angehalten, das übergeordnete Wohl des Kindes dabei stets im Blick zu haben

EDITO

L'imaginaire de la Mëttelklass

Bernard Thomas

C'était en février 2008, dans le cadre feutré de l'Institut grand-ducal. L'avocat d'affaires Alain Steichen dissertait sur les droits de succession, « le dernier sujet de politique fiscale opposant traditionnellement les partis de gauche et de droite ». Au cours de son exposé, le fiscaliste finit par buter sur la question démocratique : « La richesse allant souvent de pair avec le pouvoir politique, certains craignent qu'en l'absence d'impôts sur la succession, on risquerait la constitution d'une ploutocratie, c'est-à-dire d'un État gouverné par quelques familles particulièrement fortunées ». Or, Steichen retournait cet argument, s'improvisant apologiste de la ploutocratie : Les ultra-riches constitueraient un « contrepoids » permettant de « contenir le pouvoir » du gouvernement : « On peut espérer que les partis politiques au pouvoir puissent moins bien s'isoler de l'influence d'un groupe restreint de personnes particulièrement fortunées ne devant pas leur succès au processus politique ».

De tels propos brutaux restent généralement confinés à des espaces tamisés et semi-publics. Ce mercredi, devant les micros de *RTL-Radio*, le président de la Chambre de commerce Luc Frieden (par ailleurs un ancien associé de Steichen du temps du cabinet Bonn & Schmitt) tenait un discours plus bienséant pour justifier son opposition à un impôt sur la fortune et sur la succession en ligne directe. Aux auditeurs, le Grand-Duc du patronat expliquait « pourquoi les Luxembourgeois sont devenus tellement plus aisés, peu importe l'environnement social dont ils étaient issus » : « Parce que chaque génération pouvait un peu bâtir sur ce que ses ancêtres lui avaient laissé ». (Une théorie qui présuppose que tous les résidents disposent d'un capital d'ancrage familial.) Frieden a maladroitement tenté de dissoudre les conflits sociaux dans une fantasmée « Mëttelklass » à laquelle il donne des contours tellement larges qu'elle finit par englober tout le monde : « C'est la raison pour laquelle notre pays va beaucoup mieux, et notamment sa classe moyenne, qui constitue 90 pour cent de la population ici au Luxembourg ». De par son degré de complexité, cet argumentaire rappelle les spectacles du Knax-Club auxquels furent exposés des générations d'écoliers. En vérité, l'amélioration de la condition ouvrière pendant les Trente glorieuses s'explique moins par l'épargne privée que par les avancées sociales ainsi que par la démocratisation de l'accès aux études. Des réalisations collectives auxquelles est venue s'ajouter, à partir des années 1980, un facteur plus inavouable : la redistribution de la rente offshore.

Invité lundi à la *Radio 100,7*, Patrick Dury, ne voulait, lui non plus, revendiquer un impôt sur l'héritage ou la fortune. Tout cela serait « très compliqué », s'embrouillait le président du LCGB. De toute manière, les riches pourraient toujours « créer des structures, comme des fondations, pour passer à côté ». En attendant, il faudrait faire une « analyse où on regarderait tout cela dans le détail ». Le 7 décembre 1923, les revenus annuels des plus riches contribuables luxembourgeois étaient publiés au Mémorial. En analysant ce document, on mesure l'obscénité des inégalités sociales qui marquaient alors la société : Les capitalistes liés à l'industrie sidérurgique (Edmond Muller-Tesch, Norbert Le Gallais, Paul Wurth) touchaient jusqu'à mille fois le salaire moyen ouvrier. Un tel exercice en transparence paraît aujourd'hui inconcevable ; appliqué sous forme anonymisée à la bourgeoisie d'affaires et aux rentiers immobiliers du XXI^e siècle, il serait pourtant instructif.

Au Luxembourg, qui mène la course mondiale au moins-disant fiscal, les grands principes de « SteiERGerechtkeet » étaient considérés comme une entrave importune, un luxe que « eis Finanz-plaz » ne pouvait permettre. La crise du logement a brisé ces tabous. C'est qu'elle atteint désormais des jeunes qui se perçoivent comme membres de la classe moyenne et qui, en tant que tels, réclament leur part du rêve luxembourgeois. Leur angoisse de se retrouver du mauvais côté du marché, relégués parmi les exclus de l'accès à la propriété, vient d'ouvrir un nouvel espace politique. Inconsciemment, Luc Frieden a donc mis le doigt sur la plaie.

MEDIEN

Ausgebremst

Auf einer Protestkundgebung am gestrigen Donnerstagvormittag vor dem Redaktionsgebäude des *Luxemburger Wort* betonte der LCGB, die einzige Gewerkschaft im Sankt-Paulus-Verlag, weiterhin alles unternehmen zu wollen, damit möglichst viele Arbeitsplätze erhalten bleiben. Am 17. September hatte die Verlagsdirektion angekündigt, über einen Sozialplan rund ein Viertel der Belegschaft entlassen zu wollen. Da im Arbeitsgesetz zum Aushandeln eines Sozialplans nur 15 Tage vorgesehen sind, hatte der LCGB sich am letzten Tag vor Ablauf der Frist moralische Unterstützung bei LSAP-Arbeitsminister Dan Kersch geholt, um die Direktion zu überzeugen, im gegenseitigen Einvernehmen länger zu verhandeln. Die aber lehnte ab. Nun treffen sie und der LCGB sich vor dem Schlichter. pf

PERSONALIE

Nora Back,



OGBL-Präsidentin, nannte gestern im *RTL-Radio* die Behauptung, dass Luxembourg ein „extrem sozial gerechtes Steuersystem“ habe, „verrückt“. Am Tag zuvor hatte im selben Sender Handelskammerpräsident Luc Frieden diese Position vertreten. Wie schon als CSV-Finanzminister meinte er, der Gerechtigkeitsbeweis sei erbracht, da fünf Prozent der Einkommenssteuerzahler fünfzig Prozent zum Aufkommen beitrügen. Dagegen verlangte Back (Foto: sb), was die Einkommenssteuer betrifft, eine stärkere Progression und höhere Steuersätze für Besserverdienende sowie eine Streckung der Progression im mittleren Bereich der Steuertabelle. pf

Carole Dieschbourg und Claude Turmes,

Umweltministerin und Energie-minister von den Grünen, vertreten eine pragmatische Auffassung vom Luxemburger Weltraumsektor. In ihrer gemeinsamen Antwort auf eine parlamentarische Anfrage des Piraten-Abgeordneten Sven Clement erklären sie, „Luxemburg ist ein Pionier in der Nutzung und Exploration von Weltraumres-

ourcen“ und fördere „Technologien, um Wasser, das sich auf Asteroiden und Planeten befindet, als Energiequelle zu nutzen“. Ob sie lediglich als Regierungsmitglieder dafür sind, die Grenzen des Planeten zu überwinden, um Ressourcen zu fördern, ist nicht bekannt. Dem *Land* gegenüber wollte die Umweltministerin vor zwei Jahren diese Grenzüberschreitung aus ökologischer Perspektive nicht kommentieren (*d'Land*, 13.04.2018). pf

INSTITUTIONEN

« Nein, nein, wirklich nicht »

La Cour profite du vingtième anniversaire de l'ascension au trône du Grand-Duc Henri pour lancer une offensive de charme que relaient le *Wort* (qui, pour l'occasion, a fait imprimer une édition « toutes boîtes » remplie d'annonces), *L'Essentiel* et *RTL-Télé*. À deux reprises, est demandé au Grand-Duc s'il songe à abdiquer : « Nein, nein wirklich nicht », répond-il au *Wort* (« non, pas du tout, pas pour l'instant », dit-il à *L'Essentiel*). Neuf mois après la publication du rapport Waringo, qui a pointé une gestion erratique du personnel et des finances par la Grande-Duchesse, le Grand-Duc affiche une certaine humilité : Si jamais, la population finissait par juger le système monarchique comme « nicht mehr zeitgemäß », il faudrait alors demander de manière démocratique d'une nouvelle « Staatsform ». En même temps, il rappelle ses revendications plus immédiates dans le cadre de la révision constitutionnelle, notamment sa prérogative de nommer un formateur : « Für mich ist vor allem wichtig, dass der Großherzog, das Staatsoberhaupt, weiterhin ein Mitspracherecht hat im Regierungsbildungsprozess. In anderen Monarchien ist das nicht der Fall ». Il ne manque pas non plus l'occasion de prendre la défense de son épouse, dont Jeannot Waringo avait rappelé la « fonction purement représentative » et qui n'apparaît plus dans les nouveaux organigrammes de la Cour. Elle jouerait « eine sehr wichtige,

unterstützende Rolle » et contribuerait énormément à « l'image positive du pays ». Le Grand-Duc se dit « schockiert über die Gerüchte, die über sie verbreitet wurden ». Jeudi dernier, le Parquet avait annoncé que l'enquête préliminaire sur des violences physiques exercées par un membre de la Cour était classée sans suites. Elle avait été initiée le 3 février, au lendemain de déclarations tenues par le journaliste du *Land*, Pol Schock, à l'émission « *RTL-Presseclub* ». Des auditions avec d'anciens salariés n'auraient pas permis de confirmer les accusations, écrit le Parquet qui précise qu'aucun témoin ne se serait « manifesté spontanément » au cours des derniers mois. bt

SOZIALES

Kein „Tiers payant“

Auf einer Pressekonferenz über das elektronische Patientendossier (Dossier des soins partagé), das zehn Jahre nach seiner Konzeption durch die Gesundheitsreform von 2010 nun breit zum Einsatz kommen soll, kündigten Sozialminister Romain Schneider und Gesundheitsministerin Paulette Lenert (beide LSAP) auch an, „vor dem 1. Januar 2023“ werde ein „Païement direct“ auf elektronischem Weg eingeführt. Von Arztrechnungen müsste dann nur die Eigenbeteiligung bezahlt werden, der Arzt erhielte den Kassenanteil von der CSN, Elektronik soll dafür sorgen, dass alles schnell geht. Freilich ist die Lösung nicht zu verwechseln mit dem „Tiers payant généralisé“, für den sich Romain Schneider Anfang 2018 ausgesprochen hatte, nachdem die Online-Petition einer Bürgerin viel Anklang fand, noch mit dem „Tiers payant nouvelle génération“, den Schneider im Herbst 2019 auf der Krankenkassen-Quadrupartie versprochen hatte: „Tiers payant“ hieße, dass ein Patient sich grundsätzlich nur um den Eigenanteil an der Rechnung sorgen müsste. Dagegen muss beim „Païement direct“ der Arzt einverstanden sein, nicht wie bisher die ganze Rechnung vorab beglichen zu erhalten. Für den Sozialminister sieht das nach einem politischen Misserfolg aus. Im Wahljahr hatte er

erklärt, wenn nötig könne der „Tiers payant généralisé“ durch eine Gesetzesänderung eingeführt werden. Damit zog er den Zorn des Ärztesverbands auf sich. pf

Schwere Anschuldigungen

Reichten die Vorwürfe zuvor von miserablen Arbeitsbedingungen, über Mobbing hin zu schlechter Pflege, wirft die Gewerkschaft OGBL dem geschäftsführenden Verwaltungsrat der Behinderten-einrichtung Fondation Kräizberg jetzt sexuelle Belästigung vor, genauer: „Fünf bis sechs Mitarbeiterinnen“ geben an, sie seien von Jeannot Berg sexuell belästigt worden. In einem Brief, der dem OGBL vorliege, schildere eine Mitarbeiterin eine sexuelle Anmache aus den 1990-er Jahren, Davon, so schreibt der Verwaltungsrat der Stiftung seinerseits in einem offenen Brief vom Mittwoch zurück, sei aber bei vergangenen Treffen zwischen Verwaltungsrat und OGBL-beziehungsweise Personalvertretern nie die Rede gewesen sei. Der Verwaltungsrat pocht auf die Unschuldsumutung und bekräftigt seinen Willen, die Anschuldigungen durch einen externen Experten untersuchen zu lassen. Sein Bericht werde für Ende Oktober erwartet, vorher wolle man keine Schlussfolgerungen ziehen. ik

GESELLSCHAFT

Wer bin ich?

Spender- und Adoptivkinder sollen das Recht bekommen, den Namen ihrer biologischen Eltern zu erfahren, sofern sie das wünschen. Das sieht ein Gesetzentwurf von Justizministerin Sam Tanson (Grüne) vor, der das Abstammungsrecht reformieren soll. Demnach soll die Identität von Samen- und Eizellenspendern/innen registriert werden, um Menschen zu helfen, die auf der Suche nach ihrem biologischen Vater/ihrer Mutter sind. Das Recht sei durch die UN-Kinderrechtskonvention garantiert, betonte Tanson auf einer Pressekonferenz am Mittwoch. Für die so genannte

geheime Geburt („Babyklappe“) bedeutet dies, dass sie künftig zur „anonymen“ Geburt würde. Es gehe darum, „eine Balance zum Recht der Mutter“ zu finden, so dass „im Falle einer Adoption oder anonymen Geburt das Geheimnis ihrer Identität gewahrt wird“. Der Staatsrat hatte das in seinem Gutachten zum Abstammungsgesetz gefordert. ik

GESUNDHEIT

Immun, irgendwie

Als im Juli die zweite Phase für das *Large-scale testing* auf das Coronavirus öffentlich ausgeschrieben wurde, enthielt die Ausschreibung eine Klausel: Tests auf Antikörper sollten dem Laboratoire national de santé (LNS) vorbehalten bleiben. *Land*-Informationen nach liegt das daran, dass im April 450 000 Dosen eines Antikörpertests der Lübecker Firma Euroimmun angeschafft wurden. Die halten sich nicht ewig, müssen irgendwann genutzt werden. Allerdings seien diese Tests nicht die besten auf dem Markt, sagten dem *Land* Quellen aus der Laborbranche. So dass anscheinend das LNS ein Monopol auf einen Test zuerkannt erhalten hat, den es nicht mit den besten Mitteln vornehmen kann. Aber allein schon die Menge der eingekauften Tests wirft Fragen auf: Antikörper auf das Sars-CoV-2 Virus entwickelt nur, wer damit infiziert war. Danach besteht hoffentlich eine Weile Immunität. Der repräsentativen *ConVince*-Studie des Luxembourg Institute of Health zufolge aber betraf das im Juli vielleicht drei Prozent der Bevölkerung. Selbst wenn es mittlerweile ein paar Prozentpunkte mehr wären, sind es keine 75 Prozent, für die das LNS Tests im Kühlschranks liegen hat, die mal Geld gekostet haben. Im April, als *ConVince* begann, sprachen Experten wie der Virologe Claude P. Müller von „vielleicht fünf Prozent“. Das LNS konnte auch drei Wochen nach einer schriftlichen Anfrage noch nicht beantworten, weshalb so viele Tests angeschafft wurden, und was zu deren Qualität zu sagen sei: Man bemühe sich um eine mit dem Gesundheitsamt „koordinierte“ Antwort, teilte die Presseverantwortliche des LNS, Frédérique Theisen, mit. Das Gesundheitsamt hat sich demnach offenbar noch nicht gemeldet (Foto: sb). pf



Freier operieren

Peter Feist

Nicht mal die Gesprächspartner am *Gesondheetsdësch* verstehen, wie der Ärzteverband sich die künftige Gesundheitslandschaft vorstellt. Zum Beispiel, dass Mediziner Gesellschaften gründen könnten



Die AMMD will mit dem Ambulanten raus aus den Spitälern. Ihr Präsident spricht vor allem von ambulanter Chirurgie

Zunächst ist AMMD-Präsident Alain Schmit ganz offen: Gern erläutere er, wie genau der Ärzteverband sich die Zukunft des Gesundheitswesens vorstellt, mit der Zusammenarbeit zwischen Spitälern und Ärztezentren und was das „nicht nur dem Patienten bringt, sondern auch dem Land“, denn „eine gescheite Vernetzung ist überlebenswichtig“. Doch einen Tag später möchte er Fragen des *Land* dazu schriftlich haben – zu einem Konzept, das er noch gar nicht erläutert hat.

Auch manche Gesprächspartner am *Gesondheetsdësch* möchten vom Ärzteverband deutlicher erklärt haben, was er will; in erster Linie der Verband der Spitäler. Vor zwei Wochen tagte drei Stunden lang jene Arbeitsgruppe, die sich mit „Spitälern und außerklinischem Bereich“ beschäftigt. Sie ist die politischste der sechs Gruppen am Tisch. Sie bespricht nicht nur, wer künftig was macht, sondern auch, zu welchen Bedingungen. Und es geht dabei um zusammengekommen rund 1,6 Milliarden Euro an jährlichen Ausgaben der CNS-Krankenversicherung: 1,1 Milliarden für die Spitäler, 500 Millionen für Arzthonorare. „Unser Verband hat auf der Sitzung am 23. September zehn Seiten schriftlich eingereicht“, sagt ein Krankenhausdirektor dem *Land*. „Die AMMD hat nichts Schriftliches geliefert. Ihr Präsident hat nur ein Powerpoint-Dia an die Wand projiziert und etwas dazu gesagt.“ Dahinter stecke vielleicht eine Methode. Oder die AMMD wisse selber nicht, was sie will.

Die erste Vermutung ist wahrscheinlich richtig: Wer sich nicht ganz festlegt, kann immer neue Attacken führen. Seit gut drei Jahren greift der Ärzteverband das „System“, wie es besteht, an allen möglichen Stellen an. Erst nannte er den Medizinischen Kontrolldienst der Sozialversicherung die Inkarnation einer „Staatsmedizin“. Dann wollte er „das Monopol der CNS brechen“, erzählte dieser aber unter der Hand, die Kampagne richte sich nicht gegen sie, sondern es gehe ums große Ganze. Der *Gesondheetsdësch* ist die „Systemdebatte“, die die AMMD im Wahljahr 2018 von LSAP-Sozialminister Romain Schneider verlangte und was dieser standhaft ignorierte: Das System, wie es ist, geht vor allem auf die LSAP zurück.

Aber dass die AMMD nicht weiß, was sie will, dürfte nur zum Teil stimmen. Ihr geht es immer um Einfluss, denn die Ärzte sind eine Berufsgruppe mit Wurzeln im Ständestaat. Weil die AMMD weniger alle Ärzte vertritt, als nur die Freiberufler unter ihnen, geht es ihr immer auch um Geld und möglichst wenig Kontrolle. Nach dem Contrôle médical de la Sécurité sociale und der CNS sind nun die Spitäler dran. „Wiem vertrauen ech meng Gesondheet un?“, fragte Philippe Wilmes, AMMD-Vizepräsident und

Chirurg am Hôpital de Kirchberg, am 24. September in einem Leserbrief auf *rtl.lu*, und fuhr fort: „Den Mauern vun groussen Gebai? Den Apparaten an deenen Maueren? Oder dach dem Dokter a senger Equipe, déi mech behandeln an fir eng besser Gesondheet suergen?“

Einen Tag nach der *Gesondheetsdësch*-Sitzung geschrieben, auf der die AMMD nicht viel gesagt haben soll, löste der Brief in der Szene Erschütterungen aus. Bisher hatte die AMMD verbreitet, sie trete zwar dafür ein, leichtere Aktivitäten aus den Kliniken in Ärztehäuser auszulagern, es solle aber Kooperationen geben. Die Ärztehäuser, proklamierte sie auf einer Pressekonferenz im vergangenen November, sollten in „Ko-Gestion“ geführt werden – zum einen durch Ärztesellschaften, die es heute laut Gesetz noch nicht geben kann, zum anderen durch die Spitäler. Vor allem dazu hätte der Krankenhausverband FHL vor zwei Wochen gern mehr erfahren. „Zum Beispiel welchen Anteil die Spitäler an dieser Ko-Gestion genau hätten, und wer da wie viel zu sagen hätte“, erläutert FHL-Präsident Paul Junck.

Vom Vorsitzenden des Ärzteverbands ist dazu per E-Mail ebenfalls nichts zu erfahren. Ein paar Fragen drängen sich ja auf, nachdem die AMMD vor einem Jahr Grundsätze für ihr ambulantes Modell publik gemacht hat. Alain Schmit schreibt aber, dem AMMD-Modell nach würden Spitäler in Zukunft keinen Vertrag mehr mit einem Arzt abschließen, sondern mit einer Ärztesellschaft. Die stelle den Kliniken dann Mediziner zur Verfügung. Vorstellbar wäre sogar, dass eine Gesellschaft mehreren Spitälern Ärzte liefert: Es gebe nun mal nicht so viele schwere Aktivitäten in den Krankenhäusern, dass dort Ärzte jeder Fachrichtung „voll beschäftigt sind“. Darin liege der Vorteil, wenn man gemeinsam neue Strukturen schafft. Nicht zuletzt käme das den Patienten zugute.

Mangels Informationen, wie sie sich die neue neue Landschaft vorstellt, verdächtigt Junck die AMMD eher, ein neues Geschäftsmodell für Ärzte schaffen zu wollen. „In Deutschland gibt es Behandlungszentren außerhalb der Kliniken. Die haben an manchen Wochentagen von acht bis 20 Uhr geöffnet, an manchen nur bis 14 Uhr und an Wochenenden gar nicht.“ Da bleibe nachts, für Notfälle und Komplikationen doch nur das Spital. „Wer aber arbeitet da, wenn draußen lauter lukrative Optionen geschaffen werden?“ Der Ansatz der AMMD sei „Cherry picking“.

Der Vorwurf scheint nicht unberechtigt, bedenkt man etwa, dass am Centre hospitalier Emile Mayrisch Anästhesisten nachgefragt haben, in einem noch zu schaffenden Ärztezentrum Vollnarkosen verabreichen zu dürfen – zurzeit ist das nicht erlaubt. Wer

sichert dann die Intensivstationen ab? Der AMMD-Präsident entgegnet auf solche Einwände, natürlich müsse die neue Versorgungslandschaft „bis zu einem gewissen Grad geplant“ werden. „Wir brauchen genug, aber nicht zu viele ambulante Strukturen.“

Den ambulanten Bereich stärken zu wollen, ist Konsens am *Gesondheetsdësch*. Der Krankenhausverband würde in erster Linie das ambulante Angebot an den bestehenden Klinikstandorten ausbauen. „Wir könnten, falls es gute Argumente gibt, auch Klinikantennen über Land schaffen“, sagt der FHL-Präsident. Die Klinikmedizin müsse attraktiver gemacht, die Verdienstmöglichkeiten für freiberufliche Klinikärzte verbessert werden. Die AMMD dagegen will mit dem Ambulanten raus aus den Spitälern, Alain Schmit spricht vor allem von „ambulanter Chirurgie“. Es scheint, als sei die FHL in der Defensive.

Zumal es, wie so oft im Gesundheitsbereich, keine objektiven Angaben darüber gibt, wie viel Ambulantes existiert und was sinnvollerweise wo im Land neu eingerichtet werden sollte. Die Regierung steht unter Druck, ein Konzept zu liefern, dass Luxemburg attraktiver für Ärzte macht, denn Mangel ist absehbar: In 15 Jahren könnten 70 Prozent der heute aktiven Mediziner in Rente gehen.

Zu den AMMD-Ideen aber scheiden sich auch unter Ärzten die Geister, gerade auch dazu, dass Ärztesellschaften auch Ärzte einstellen könnten: Der Vorstand des Cercle des médecins-généralistes sprach sich im vergangenen Jahr einstimmig dagegen aus: Freiberufler müssten Freiberufler bleiben. Andererseits gibt es etablierte Mediziner, die sich schon als Geschäftsführer sehen, während junge Ärzte die Arbeit machen.

Der FHL-Präsident sieht in den Ärztesellschaften noch ein anderes Risiko: „Die AMMD hat erklärt, sie wolle nur Personalgesellschaften für die Ärztezentren, aber keine Kapitalgesellschaften. Das soll Anbieter aus dem Ausland fernhalten. Aber wie passt das zum EU-Recht?“ Ein großer Akteur, etwa aus Deutschland, der sich wirklich für Luxemburg interessiert, sei vermutlich bereit, sich durch sämtliche Instanzen zu klagen, bis der Ärztehäuser-Sektor liberalisiert ist. „So wie das bei den Anwaltsgesellschaften geht, die nun geöffnet werden müssen.“ ●

ZUFALLSGESPRÄCH MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Gradbissig, langköpfig und schmalgesichtig

Im Zeitalter der Aufklärung wurden die menschlichen Rassen erfunden, um afrikanische und indische Arbeitskräfte zu Untermenschen zu erklären. So konnte das liberale Bürgertum seine Forderung nach Gleichheit und Demokratie mit der Sklaverei vereinbaren.

Im 19. Jahrhundert diente die Rassenkunde auch dem Konkurrenzkampf zwischen und in den Nationalstaaten. Aufgrund von Schädelvermessungen stellte der Brüsseler Arzt Émile Houzé 1882 in *Les indices céphaliques des Flamands et des Wallons* fest: „Les Luxembourgeois, retranchés dans leur pays montagneux, constituent le type celtique le moins métissé de toute la Belgique; ils ont un indice céphalique de 81.17“ (S. 40). Sein Diekircher Kollege Jean-Pierre Glaesener wusste 1885 in *Le grand-duché de Luxembourg historique et pittoresque*, dass „l’habitant du pays de Luxembourg appartient à une race orthognathe, dolichocéphale et leptoprosope“ (S. 262).

Ziel der Rassenkunde ist es, die Überlegenheit der eigenen Gemeinschaft als naturgegeben einzufordern. „[L]a race luxembourgeoise a maintenu intact le langage des aïeux, malgré toutes les vicissitudes politiques, toutes les dominations étrangères“, berichtete der Diekircher Professor Paul Scharff am 9. Oktober 1903 in *La Meuse*. „En Amérique aussi, où les Luxembourgeois prospèrent et se multiplient avec l’exubérance des races fortes confiantes en l’avenir.“

Der Diekircher Studienrat Nicholas Ries lehrte 1911 in *Essai d’une psychologie du peuple luxembourgeois* (S. 55): „[L]es Luxembourgeois sont un peuple sérieux, travailler et très moral.“ Als „produit de la fusion de deux races et de deux cultures, j’ai la possibilité et le devoir de jouir des hautes valeurs d’une culture éclectique supérieure“ (S. 288).

Zur kulturellen Überlegenheit der Rasse gehört die körperliche. Deshalb warnte *L’Indépendance luxembourgeoise* am 18. August 1896 vor einem „danger pour l’avenir de la race luxembourgeoise“: Der Schulsport sei mangelhaft und es fehle „la forte et virile école du service militaire obligatoire“. In der Vergabe von Grubenkonzessionen sah das Blatt am 25. November 1912 die nächste Gefahr: „Nous répugnons à voir une fois de plus le Germain s’implanter chez nous, éliminer le propriétaire légitime de notre sol, refouler notre race luxembourgeoise.“

Als der Germane den Ersten Weltkrieg verloren hatte, forderte *D’Natio’n* am 1. Dezember 1918: „[D]o muss d’Letzeburger Vollék onbedéngt drop halen, datt we’nestens èng Parti vun de Ge’genten, dénen hir Awunner vun onser Rass sin, erem zo’ ons kent.“ Konsul Paul Mersch beglückwünschte am 18. Juli 1927 Tour-de-France-Sieger Nic Frantz, weil „il a prouvé que la vigoureuse race luxembourgeoise n’a rien perdu de ses qualités prédominantes: la volonté, l’énergie, l’endurance et le sang-froid“.

Nach Auschwitz wurde das Wort „Rasse“ unerträglich und durch das Hüllwort „Kultur“ ersetzt

Zur Unabhängigkeitsfeier schwärmte der hauptstädtische Bürgermeister Gaston Diderich am 22. April 1939: „Nos souvenirs, aujourd’hui, s’identifient avec une histoire riche de travail et de progrès, avec un développement continu de la prospérité du pays, avec le sentiment sûr de représenter une race luxembourgeoise.“ Fünf Jahre später musste er am 17. Oktober 1944 der im Krieg ermordeten Stadträte gedenken: „À vous trois, chers collègues et amis, j’apporte le tribut de gratitude de notre Capitale: car aux heures qu’il fallait, vous avez prouvé ce qu’étaient, ce que valent, ce que peuvent les vertus de la race luxembourgeoise.“

Nach Auschwitz wurde das Wort „Rasse“ unerträglich. Um Arbeitskräfte gegeneinander auszuspielen, wurde es nunmehr durch das Hüllwort „Kultur“ ersetzt. Wäre das ADR-Wahlprogramm 1918 geschrieben worden, hätte es versprochen: „Dowéinst sti mir fir eng Stärkung vun eiser Rass, Sprooch an Identitéit.“ In Wirklichkeit hieß es 2018: „Dowéinst sti mir fir eng Stärkung vun eiser Kultur, Sprooch an Identitéit“ (S. 2). ● Romain Hilgert



Nic Frantz (2.v.r.) bei der Tour de France 1924. Drei und vier Jahre später gewann er die Tour

DIE DEUTSCHE EU-RATSPRÄSIDENTSCHAFT

Die inneren und die äußeren Werte

Martin Theobald, Berlin

Bislang war Belarus kaum mehr als ein weißer Fleck auf der Landkarte. Man wusste wenig über, man interessierte sich wenig für das Land, das mit immerhin drei Mitgliedsstaaten der Europäischen Union eine gemeinsame Grenze hat. Doch die Proteste nach den Präsidentschaftswahlen vom 9. August dieses Jahres rückten das Land in den Fokus der europäischen Aufmerksamkeit. Sie zeigen bekannte Sollbruchstellen in Autokratien: Auf der einen Seite steht eine junge, moderne, aufgeschlossene und auch mutige Bürgerschaft in den Städten des Landes, die mit friedlichen Mitteln für ihre Rechte und Reformen in Staat und Gesellschaft eintritt. Ihr Kontrahent ist Machthaber Alexander Lukaschenko, ein Autokrat alter Schule, dessen Anhängerschaft in der Bevölkerung Experten auf nur noch 20 Prozent schätzen. Er stützt seine Macht vor allem auf seine Geheim- wie Sicherheitsdienste, auf die Verwaltung sowie Menschen in ländlichen Regionen – und natürlich auf Moskau.

Eigentlich hatten Bundeskanzlerin Angela Merkel und Russlands Präsident Wladimir Putin am 18. August telefonisch vereinbart, sich nicht in die inneren Angelegenheiten von Belarus einzumischen. Uneigentlich schuf der Kreml nahezu umgehend Fakten und stellt sich nachdrücklich hinter Lukaschenko. Russische Medienleute haben wichtige Positionen des belarussischen Rundfunks übernommen und Moskau ließ eine eigene Polizeireserve aufstellen. Auch soll es frische Kredite für Minsk geben und beim Gaspreis wird von russischem Entgegenkommen berichtet. Im Gegenzug dürfte der Kreml eine weitreichende Kooperation bis hin zur po-

Seit August demonstrieren Bürgerinnen und Bürger in Belarus gegen Machthaber Alexander Lukaschenko



litischen Integration und damit eine noch engere Anbindung von Minsk an Moskau erwarten.

Dies geht vielen Belarussen eindeutig zu weit und wird als extreme starke äußere Einmischung gewertet. Viele von ihnen haben die Ukraine als mahnendes Beispiel für ein Staat im Wechselbad von Abhängigkeit und Unabhängigkeit zu Russland. Die Protestierenden in Minsk erwarten allerdings vom Westen keinesfalls ein Einschreiten, schließlich will man die Dinge aus eigener Kraft und mit eigenen Mitteln regeln. Man glaubt tief und fest an die Wirkung friedlicher Proteste, die ein neues Selbstbewusstsein und Zusammengehörigkeitsgefühl geschaffen haben, dass manch ein Beobachter darin einen „Durchbruch zur immer wieder verzögerten Nationenwerdung“ sieht, wie es die deutsche Wochenzeitung Die Zeit beschreibt. Dennoch erwarten die Belarussen bei der Verteidigung grundlegender europäischer Werte, wie Rechtsstaatlichkeit,

Selbstbestimmung und Demokratie, Unterstützung von der Europäischen Union und insbesondere von Deutschland.

Berlin schaffte es als Ratsvorsitzende in der EU zunächst, den Staatenbund schnell agieren zu lassen: Innerhalb weniger Tage brachten die Außenminister erste Sanktionen gegen die Verantwortlichen der Wahlfälschung auf den Weg. Es schloss sich ein Gipfel an, der erstmals die Wahlen insgesamt nicht anerkannte, den Gewalt Einsatz verurteilte, sich mit der belarussischen Gesellschaft solidarisierte und den Dialog zwischen Staat und Zivilgesellschaft forderte. Und dies genau bringt die EU zu einem ihrem ureigensten Dilemma, zu ihrer Gretchenfrage: Wie halte ich es mit den Werten? Mit der Rechtsstaatlichkeit? Wie kann ich im „Äußeren“ dafür eintreten, wenn ich es im „Inneren“ damit nicht so genau nehme? Diese Grundsatzdiskussion lässt den Handlungswillen der EU erlahmen und gibt Russland den Freiraum, den es auch prompt ergreift.

Die Sache mit der Rechtsstaatlichkeit. In Bulgarien gehen seit Anfang Juli Tausende, manchmal auch Zehntausende Menschen auf die Straße. Tagtäglich. Weitestgehend unbemerkt von der europäischen Öffentlichkeit. Und die Proteste in Sofia und in anderen Städten des Landes sind nicht weniger wütend als diejenigen in Minsk. Die Bulgaren fordern den Rücktritt von Premier Boiko Borissov und Generalstaatsanwalt Ivan Geshev. Ihr Land, so der Vorwurf, leide an Korruption, dem Missbrauch von EU-Geldern und an einem dysfunktionalen Justizsystem. Die Demonstrant/innen sind enttäuscht von der EU und wünschen sich, dass Brüssel mehr Druck auf Sofia ausübe, damit es endlich zu einem Wandel im Land kommt. Vergangene Woche haben Vertreter der Mehrheit der EU-Staaten einen konkreten Vorschlag der deutschen Ratspräsidentschaft gebilligt, mit dem Mitgliedsstaaten bestraft werden können, wenn sie gegen Prinzipien der Rechtsstaatlichkeit verstoßen. Selbstredend ist dies ein Vorschlag in typischer verwässerter EU-Kompromiss-Manier. Wenig überraschend war, dass Polen und Ungarn dem Vorschlag nicht zustimmen. Sie können ihn sogar noch verhindern, denn sie haben ein wichtiges Druckmittel in der Hand: die Zustimmung zum im Sommer ausgehandelten EU-Haushalt sowie den Corona-Wiederaufbaufonds.

Mit diesem Widerspruch muss Deutschland – auch im Namen der EU – seine Position gegenüber Minsk, aber auch gegenüber Moskau schärfen, um den Konflikt in Belarus zu deeskalieren. Dazu muss Deutschland allerdings Führung zeigen, was Berlin jedoch sehr widerstrebt. Damit es zu einer Lösung kommt, wird sich Deutschland eng mit den baltischen Staaten, Polen und Tschechien abstimmen müssen, die schnell eigene Sanktionen, aber auch Hilfe für Belarus auf den Weg brachten. In Ostmitteleuropa ist die Sensibilität für die dramatische Lage dort besonders ausgeprägt. Darüber hinaus ist es geboten, die sich formierende belarussische Zivilgesellschaft zu unterstützen und zu festigen. Es mag hilfreich sein, dass Berlin als Fürsprecher der EU in Moskau eher Gehör findet, schließlich gibt es gemeinsame wirtschaftliche Interessen bei allen politischen Divergenzen. In Minsk muss die EU jedoch darauf achten, mit welchen Versprechungen und Verheißungen sie auftritt und welche Sehnsüchte sie weckt, die sie dann doch nicht erfüllen kann. ●

In Minsk muss die EU achten, welche Versprechungen sie macht und welche Sehnsüchte sie weckt, die sie dann doch nicht erfüllen kann

ISRAEL

Gespaltenes Land

Judith Poppe, Tel Aviv

Politischer Mord, Bürgerkrieg – derlei Worte hört man in den vergangenen Tagen öfter auf den Straßen in Tel Aviv. Noch ist es nicht so weit, doch besorgniserregend ist die zunehmende Gewalt gegen die Demonstrant/innen, die den Rücktritt des israelischen Ministerpräsidenten Benjamin Netanjahu fordern, allemal. Beobachten lässt sich diese Gewalt schon seit Beginn der Proteste. Schon vor Monaten griffen etwa rechte Hooligans Netanjahu-Gegner/innen an und schlugen mit zerbrochenen Glasflaschen auf sie ein.

Doch vergangene Woche, nachdem ein Gesetz zur Beschränkung der Demonstrationen verabschiedet wurde, nahmen die Ausschreitungen gegen das Anti-Netanjahu-Camp noch einmal zu: Am Donnerstag fuhr ein Gegner der Proteste in eine Menge von Demonstrant/innen vor dem Habima-Theater in Tel Aviv. Am Samstag schnitt ein Spaziergänger einer Demonstrantin in Jerusalem in die Wange; eine 81-Jährige, die gegen den Premier auf der Straße war, soll zu Boden geworfen worden sein; in der Stadt Pardes Hana wurde einer Aktivistin die Hand gebrochen. Ähnliches wird aus Ramat Gan, Jerusalem, Holon und Haifa gemeldet.

Für diese Zunahme an Gewalt ist nicht zuletzt Netanjahu verantwortlich. Er hetzt gegen die Demonstrationen, bezeichnet sie als eines der „zerstörerischsten Dinge im Land“ und behauptet, sie brächten „Corona und Anarchie hervor.“ Eine bedrohliche Situation, die die derzeit gigantisch hohen Infektionszahlen darstellen, instrumentalisiert der Premier so für seine eigenen Zwecke: die Demonstrationen zu zerschlagen.

Einige seiner Parteikollegen unterstützen ihn dabei, so wie der Likud-Abgeordnete Miki Zohar, der den Demonstrant/innen sogar unterstellt, dass sie den Virus möglichst weit verbreiten wollen, um den Regierungschef angesichts der Corona-Krise endgültig vom Thron zu stoßen. Es ist verständlich, dass Israelis Sorge vor einer weiteren Ausbreitung und einer

Die Taktik von Israels Premier Benjamin Netanjahu, politische Gegner gegeneinander auszuspielen, scheint nicht mehr aufzugehen

Ansteckung mit dem Coronavirus haben. Es liegen jedoch keinerlei Daten für Netanjahus Dämonisierungen vor. Die Proteste finden an der freien Luft statt, die allermeisten der Netanjahu-Gegner/innen tragen Maske und achten auf Abstand.

Das Anti-Netanjahu-Lager zum Sündenbock zu machen, ist perfide – vor allem vor dem Hintergrund, dass Netanjahu die katastrophale Coronasituation mit seiner Politik erst hervorgerufen hat. In drei Korruptionsprozessen angeklagt und innenpolitisch unter Druck, macht der Premier seinen ultraorthodoxen Koalitionspartnern in Sachen Corona seit Monaten weitreichende Zugeständnisse – und hat so zu den enormen Infektionszahlen beigetragen.

Wohl wissend, dass die Hotspots des Coronavirus nach wie vor ultraorthodoxe Gemeinden sind, hat er etwa für den Feiertag Yom Kippur vor einer Woche eine Öffnung der Synagogen angekündigt. Je nach Beschaffenheit der Räume waren maximal 25 Synagogenbesuchende erlaubt. Polizei, um die Einhaltung der Regeln zu überwachen, suchte man vergeblich. Und so haben laut der israelischen Tageszeitung Haaretz beispielsweise in den Innen-

räumen der Belz-Synagoge in Jerusalem mehrere Tausend Gläubige dicht gedrängt und ohne Maske ungestört gesungen und gebetet.

Am vergangenen Wochenende kündigte auch noch Netanjahus Umweltministerin Gila Gamliel, dass sie positiv auf das Sars Cov-2-Virus getestet wurde. Das Prekäre: Das positive Testergebnis kam, nachdem sie die Regelungen des Lockdown gebrochen hatte und über das jüdische Fest Yom Kippur zu ihrer Familie nach Tiberias gereist war, um dort die Synagoge zu besuchen. Anstatt nun damit offensiv umzugehen, versuchte sie zunächst, den Regelbruch vor dem Gesundheitsministerium zu verbergen und behinderte so die Nachverfolgung. Netanjahu reagierte mit einem lauwarmer Tadel. Es ist nur ein weiterer Skandal in einer langen Reihe von Vor-

kommnissen, die das Vertrauen der Öffentlichkeit in die Regierung schwächen.

Netanjahus Politik der Spaltung und des Opportunismus hat lange für ihn funktioniert, doch nun scheinen dem Magier, wie ihn viele Israelis nennen, die Asse im Ärmel auszugehen. Seine sonst so häufigen Fernsehauftritte sind rar geworden. Während Umfragen im Mai Netanjahus Likud noch 41 Sitze versprochen, sagen sie ihm nun lediglich 26 Sitze voraus. Zwar stehen im Moment keine Wahlen an, doch Spekulationen über vorgezogene Neuwahlen halten an. Zwischen dem Regierungschef und dessen vormaligen Rivalen, nunmehr Koalitionspartner Benny Gantz, gibt es nach wie vor böses Blut, nicht zuletzt wegen Netanjahus Bemühen, die Proteste gegen ihn zu

unterbinden. Konsequenzen zog zuerst der Tourismusminister von Blau-Weiß, Asaf Zamir: „Ich kann nicht länger in einer Regierung sitzen, deren Anführer ich kein bisschen vertraue“, begründete er seinen Rücktritt und beschuldigte den Premier, seine rechtlichen Probleme vor den Kampf gegen das Coronavirus zu stellen.

Sollte Benjamin Netanjahus Ära tatsächlich bald ein Ende finden, so wird er ein dysfunktionales politisches System hinterlassen haben und einen tiefen Riss, der durch die Gesellschaft geht und sich immer öfters in gewalttätigen Auseinandersetzungen zeigt. Netanjahus Politik der Spaltung und des Opportunismus hat lange für ihn funktioniert, doch nun scheinen Israels Premier die Asse im Ärmel auszugehen. ●



Seit August demonstrieren Bürgerinnen und Bürger in Belarus gegen Machthaber Alexander Lukaschenko

Die Taktik von Israels Premier Benjamin Netanjahu, politische Gegner gegeneinander auszuspielen, scheint nicht mehr aufzugehen



males weitgehend frei berichtenden türkischen Medien systematisch unter Druck zu setzen. Nicht mit geistlichen Einschränkungen, sondern durch schlaue Fälschungen. Der erfahrene und kritische Journalist Aydin Ergin beschreibt dieses Vorgehen im Blog international.de-link.de so: „Ein Finanzpool, der aus höchstens fünf oder sechs großen Baustreitern besteht, die den Lowrentall bei staatlichen Ausschreibungen erhalten, hat Zeitungen und Fernsehkanäle aufgekauft und deren Führungsmann mit Leuten bestückt, die Endgange Empfehlungen und Anweisungen befolgen.“

Der Vertreter von Erdogan Partei im RTUK, Nuraliah Öztürk, kettete gegenüber der BBC zwar, dass Sender, die auf YouTube oder Persicope einige Stunden senden, von der neuen Regelung nicht betroffen seien. Doch der Text der Anordnung ist dementen unentschieden, dass nicht nur die vom Regime verhassten kritischen Medien in der Türkei vor Manipulation oder Fälschung zum Schweigen gebracht werden könnten, sondern auch internationale Sender. Vor allem wird bereits spekuliert, wie die Kontrolleure von RTUK mit dem neuen, gemeinsamen YouTube-Kanal der Sender Deutsche

von Minsk, wobei die Kette gilt internationaler Medienanstalt

In diesem „Anwalt“ wird nicht erstattet der türkischen und Sendungen der britischen schen. DW, der US-amerikanischen französischen France24, des r und der chinesischen CRI so Tageszeitung The Independent das Privilegien einzelner Jour Medien wird analysiert: Sie ihrer Karawane oder Feindtr

Die sogenannten Medienanstalten der dort beschäftigten (so zum Beispiel in den sozialen N Terrorangriffen auf die Türk verursacht nach ihre Trauer 3 Schulabgrenzung „Alle beiden ser Medienanstalten, die von vielfältigen und unabhängigen betrieben, bedürfen sich unter Türkei-Gegnern.“

Sera „empfindlich“ den internati hausein dreist, sie sollen ihre überprüfen, die Arbeit der Re trillieren, die ausländischen Türkei mehr Beachtung schen

Dabei bleibt zu betonen, da Regime noch nicht aus genant und Polen gegen die Medien v das es in nahe Zukunft wed hielten, sich für die noch a ten auch nur einen Schimmer a Normalisierung gibt.

Votre publicité ici

Contactez Zoubida Belgacem qui est en charge de la régie publicitaire au sein du Lëtzeburger Land.

+352 48 57 57 32
zbelgacem@land.lu

16,7%

c'est l'augmentation annuelle au deuxième trimestre 2020 du prix moyen des appartements en construction. (Pour les appartements existants la hausse est de 15,7 pour cent.) Le confinement n'a pas freiné la croissance. Rien qu'entre le premier et le deuxième trimestre 2020, les prix ont augmenté de 8,5 pour cent pour les appartements en construction. Le marché semble donc devenu complètement fou. Or, les chiffres sont à manier avec précaution, les nombreux buildings de « haut standing » commercialisés ces derniers mois dans la capitale auront contribué à tirer la moyenne vers le haut. Reste que les statisticiens seraient plus rassurés de retrouver le « chiffre magique » de 5,5 pour cent de hausse annuelle qui soulèverait moins la question de la spéculation... voire du danger d'une bulle immobilière. bt

Luxair : L'État offre le parachute

La compagnie aérienne nationale a opportunément annoncé la couleur quelques minutes avant la conférence de presse consécutive à la troisième réunion tripartite de l'aviation jeudi. Luxair comptait sur une reprise de l'activité à la rentrée. Elle n'est pas intervenue. Bien au contraire, communique la direction. Le trafic s'établit à 35 pour cent en dessous de ses attentes au troisième trimestre. En septembre 2019 (selon les chiffres communiqués), la compagnie faisait voler 128 000 personnes. Elles sont 100 000 de moins en 2020 sur la même période ! Moins d'avions voleront (entre quarante et cinquante pour cent des capacités sur novembre et

décembre) alors que l'airline est quasi structurellement déficitaire (dix puis douze millions d'euros de pertes en 2018 et 2019). Les partenaires sociaux et l'État se sont entendus mercredi sur une cellule de reclassement qui concernera 600 personnes. Endéans trois années, 150 à 200 postes de travail seront potentiellement supprimés, explique la direction au *Land*. Les autres personnes bénéficieront de départs en pré-retraite, de chômage partiel, de formations et donc d'embauches dans d'autres sociétés de l'aéroport comme Cargolux où les pilotes qui souhaiteront partir en pré-retraite seront remplacés par leurs homologues de Luxair. L'État alimentera le Fonds pour l'emploi à hauteur de cinquante millions d'euros pour financer la cellule de reclassement, ce qui ne nécessitera pas de demande d'autorisation pour une aide d'État, indique le ministère des Transports. Le gouvernement se présentera néanmoins à Bruxelles pour discuter de la marge de manœuvre nécessaire au financement des infrastructures de l'aéroport via sa société d'exploitation Luxairport. pso

Land

09.10.2020

7

T I C K E R

Play it again, Sam



Et de neuf ! Ce mardi, le ministre de l'Économie, Franz Fayot (LSAP), et le président de la Chambre de commerce, Luc Frieden, ont annoncé l'ouverture officielle à Casablanca d'un nouveau Luxembourg Trade and Investment Office (LTIO). Il sera dirigé sur place par Atman Haloui, un consultant fiscal et associé d'Atoz (la cinquième *Big Four* au Luxembourg). Le Luxembourg voit dans le Maroc un « hub » pour le continent africain. L'industrie des fonds luxembourgeoise n'est pas insensible aux charmes du royaume qui tente de s'établir comme place financière internationale avec « Casa Finance City ». La croissance du réseau de ces représentations économiques reflète l'histoire de la diversification économique du Luxembourg. Le premier bureau ouvrit en 1959 à New York pour établir des liens avec les milieux industriels américains. Il fallut attendre 1986 avant que ne s'ouvre un bureau à San Francisco (géré au début des années 1990 par l'actuel ministre des Finances Pierre Gramegna) qui était censé prospecter la Silicon Valley. Autour des années 2000 ces bureaux de promotion poussaient à travers le monde comme des champignons : Tokyo (1998), Seoul (1997), New Delhi (2004), Dubaï (2005)

Shanghai (2006), Taïpeh et Tel-Aviv (tous les deux en 2010) ainsi qu'Abou Dhabi (2011). Certains de ces bureaux sont dirigés par des diplomates de carrière : Vincent Hieff (Shanghai), Loïc Bertoli (Abu Dhabi), Jeanne Crauser (New York) et Pierre Franck. La rescapée du « nation branding » Tanja Berchem a été nommée à Taïpeh. Les autres bureaux sont dirigés par des employés recrutés sur place. bt

Gramegna here

Dans la tribune d'un économiste français, Nicolas Goetzmann, parue dans *Le Monde* cette semaine, Pierre Gramegna (DP) est à la fois cité comme ministre des Finances d'un paradis fiscal (qui accueille 6,6 millions de dollars d'investissement étranger par habitant), mais aussi comme celui qui s'est montré le plus clairvoyant au sujet de la mise en place d'une taxe numérique. Une citation du ministre libéral de novembre 2019 est ainsi reprise : « C'est une révolution copernicienne de basculer la taxation vers les pays de consommation. Mon pays est inquiet, mais la France devrait l'être aussi, car ses 65 millions de consommateurs pèsent peu par rapport au milliard et demi de Chinois. Nous devrions davantage nous concentrer au niveau de l'Union européenne. » L'auteur de la tribune rejoint



Pierre Gramegna sur le risque à imposer les entreprises où elles réalisent leur chiffre d'affaires si l'on élargit le périmètre en dehors du digital. LVMH devra-t-elle payer proportionnellement à ses ventes dans l'Empire du Milieu ? Idem pour BMW aux États-Unis ? Les discussions intergouvernementales à ce sujet reprennent à l'OCDE le 14 octobre. pso

Le parquet européen a besoin de sous



Laura Codruța Kövesi (photo : sb), procureure européenne en chef informe cette semaine le *Land* et l'*AFP* que le parquet voué à lutter contre la fraude financière transfrontière peine à finaliser son installation. « Nous attendons aujourd'hui les nominations des procureurs européens délégués qui mèneront les enquêtes », explique l'ancienne procureure en charge de la lutte anticorruption en Roumanie nommée à la tête du parquet européen en 2019. L'institution censée piloter depuis le Grand-Duché les enquêtes paneuropéennes contre les fraudes nuisant au budget de l'UE (notamment aux fonds européens et à la TVA, mais aussi la corruption et la criminalité en col blanc) devait débiter ses investigations début novembre. Mais les nominations des 140 procureurs dans les 22 États membres de

l'initiative (ils sont payés par le parquet européen et indépendants de leur gouvernement) patinent. La procureure en chef attend en outre davantage de sous. « La proposition de la Commission européenne pour 2021 s'élève à 37,7 millions euros, mais nous avons besoin de 55 millions d'euros », explique Laura Codruța Kövesi. Des négociations avec l'exécutif européen sont en cours. « Le coût du parquet européen, c'est des cacahuètes comparé aux bénéfices des enquêtes », renchérit-elle. Selon les estimations, entre trente et soixante milliards d'euros échappent chaque année aux recettes européennes du fait de cette criminalité financière. Le parquet européen estime requérir un peu plus de 200 employés pour mener à bien son travail. Il manque encore 80 postes, selon la cheffe du parquet. pso

Gramegna there

L'Université et la Banque centrale du Luxembourg organisaient cette semaine un hommage au rapport Werner dont on célébra le cinquantenaire. Le travail du Premier ministre et ministre du Trésor (CSV) entre 1959 et 1974 (puis entre 1979 et 1984) avait précocement jeté les bases de l'Union économique et monétaire. Il a inspiré la création de l'eurogroupe, du mécanisme européen de stabilité ou encore de la Banque centrale européenne. Paschal Donohoe, Klaus Regling et Christine Lagarde, les dirigeants de ces institutions (ou assimilées) se sont réunis mardi dans un séminaire en ligne pour réassurer l'hérité du projet européen à l'Homme d'État luxembourgeois. Pierre Gramegna (DP), représentant du pays « hôte » et responsable de l'introduction, a rendu hommage à l'homme qu'il a côtoyé et qui

lui a inculqué qu'en politique « le pire n'est jamais certain », un motto auquel le ministre libéral ajoute « et l'espoir demeure si l'on persévère » pour ne pas céder au fatalisme. Dans son attitude presque obsessionnelle à vouloir retenir (ou en tout cas faire valoir) l'aspect positif des choses, Pierre Gramegna s'est risqué à avancer au début de la discussion qu'il ne fallait dramatiser le contexte économique actuel et qu'il ne s'agissait pas de la pire crise économique depuis la Deuxième Guerre mondiale. Depuis Francfort, Christine Lagarde, après avoir glissé ne pas avoir vécu la remise du rapport Werner car elle était encore adolescente, a souligné, « au risque d'irriter Pierre, que la crise connue lors des deux premiers trimestres n'a pas de précédent ».

Same procedure

Il fut animé, le premier *round* de la Tripartite sidérurgie, qui réunit le gouvernement, les syndicats et la direction d'Arcelor-Mittal dans le but d'amortir la suppression annoncée de 578 postes. À la sortie, tous parlaient pourtant des discussions constructives. Vis-à-vis du *Land*, Robert Fornieri, le secrétaire central du LCGB, reconnaît avoir été impressionné par l'attitude du ministre du Travail, Dan Kersch (LSAP), qui aurait « repris en main les négociations » et se serait « imposé » face à une « certaine cacophonie » initiale : « Je dois reconnaître que l'attitude de Dan Kersch m'a surprise ». Le ministre aurait clarifié que l'État ne s'engagera qu'en contrepartie d'un plan d'investissement. (Le *lead* revenant à Kersch, le ministre de l'Économie, Franz Fayot, se montrait plus discret ; il a donné son accord pour subventionner de nouveaux projets R&D.) « C'est Arcelor-Mittal qui a proposé une



tripartite et le recours aux retraites anticipées, rappelle Stefano Araujo, secrétaire central de l'OGBL. La firme veut qu'on accompagne leur démarche, mais il faut d'abord qu'on en soit convaincu ». Araujo dit qu'il comprendrait en partie des réductions de poste pour cause d'automatisation, « on le fait depuis les années 1970 ». Or, les syndicats se disent choqués qu'une partie des postes à supprimer seront remplacés par des sous-traitants. Pour atteindre une baisse des effectifs de quinze pour cent, la direction évoque officiellement des « mutualisations » et « décentralisations ». Les syndicats entendent « externalisations », « délocalisations » Des groupes de travail poursuivront désormais les négociations, en attendant un deuxième *round* prévu pour novembre. Si les détails restent à clarifier, la négociation devrait désormais suivre les voies tracées du modèle social luxembourgeois : l'État financera les cellules de reclassement et les retraites anticipées, la firme s'engagera à quelques investissements et les syndicats « accompagneront la démarche » tant qu'on leur promettra « une garantie pour l'avenir des sites ». bt

Gramegna everywhere

Les ministres des Finances, Pierre Gramegna (DP), et de l'Économie,

Franz Fayot, ont lundi virtuellement coupé le ruban du siège européen de l'Alliance pour l'inclusion financière (Afi) dont la mission est d'ériger des normes préalables au bon accès aux services financiers (notamment des financements) des populations marginalisées. L'Afi, basée en Malaisie, revendique un réseau lui assurant l'accès à 650 millions de personnes non bancarisées. Depuis le Luxembourg, l'AFI renforcera son engagement envers ses membres, une centaine, principalement des banques centrales ou des régulateurs, d'Asie centrale, en Afrique et en Amérique, ainsi qu'avec les parties liées au travail de l'organisation, a expliqué son directeur Alfred Hannig depuis Kuala Lumpur. Franz Fayot s'est félicité de cette nouvelle pièce dans le puzzle que constitue le bureau, aujourd'hui composé d'un seul représentant, aux côtés de l'Ada, de l'Université, de la Lhoft (Luxembourg house of Fintech), de la BEI... autant d'acteurs qui travaillent à la financiarisation des régions reculées. « Inclusive finance will make the world a better place », a prophétisé Pierre Gramegna, très heureux de communiquer sur les pans positifs de la place financière. Son ministère et la communauté financière locale se sont mobilisés pour alimenter les réseaux sociaux au sujet de l'événement. pso

Ticker



Le président de la CJUE Koen Lenaerts a prononcé mardi l'arrêt dans les affaires jointes à

l'intitulé bien mystérieux « État luxembourgeois contre B,C,D, F.C. en présence de A. »



Sven Becker

Retour de bâton

Pierre Surlut

Face à Shakira ou dans son enquête auprès des avocats consécutive aux Panama Papers, le fisc peine à imposer la transparence. Replonge-t-on dans l'ère du secret ?

Fiscs don't lie La grande salle de la Cour de justice européenne recouvre mardi un certain succès malgré la prudence de l'institution qui impose trois mètres entre chaque personne pour ne pas alimenter un cluster covid-19. « L'arrêt Shakira » figure au programme (la procédure est en fait anonyme, mais des recherches permettent d'identifier la chanteuse sud-américaine). Les *aficionados* du droit européen ne s'intéressent cependant pas là au sort de la star colombienne en litige avec le fisc luxembourgeois, mais aux plaidoiries dans une autre affaire (qu'il n'est pas possible de suivre en ligne). La décision rendue par le président Koen Lenaerts sur les impôts de Shakira revêt pourtant un intérêt certain. Prosaïquement, l'interprète de *Waka waka*, résidente fiscale en Espagne depuis son union avec le défenseur du FC Barcelone Gerard Piqué, résiste à l'inquisition du fisc espagnol (avec lequel elle s'est pourtant entendue via un *ruling*). Celui-ci s'intéresse à ses revenus potentiellement logés dans des sociétés luxembourgeoises. La star, que l'Espagne soupçonne d'avoir éludé 14,5 millions de dollars, refuse de communiquer les informations demandées par l'Administration des contributions directes (ACD) sur instruction de son homologue ibérique. Plus généralement, l'affaire pose la question des droits d'un contribuable à s'opposer à une demande du fisc et à ce que les administrations fiscales doivent communiquer dans une logique prenant à la fois en compte les droits fondamentaux des personnes et la lutte contre l'évasion fiscale. La limite est ténue. Explication par les faits.

En octobre 2016, le fisc espagnol demande à sa contrepartie luxembourgeoise des informations concernant la société ACE Entertainment, dont le bénéficiaire est Isabel Mebarak Rippol *a.k.a* Shakira, et portant sur les années 2011 à 2014. L'ACD fait suivre la demande au contribuable en juin 2017. Elle exige les contrats conclus avec d'autres structures et avec son bénéficiaire économique, les factures en lien avec ces contrats ou le détail des comptes bancaires dans lesquels la trésorerie est ouverte. Parallèlement, l'Espagne initie en mars 2017 auprès du fisc luxembourgeois une autre demande d'informations concernant la star colombienne. Le directeur de l'ACD donne suite en mai en questionnant la Banque Safra Sarasin à Luxembourg sur l'identité des titulaires d'un compte déterminé, les personnes autorisées à effectuer des opérations, les relevés, les bénéficiaires effectifs ou encore des mouvements vers des comptes ouverts après 2014.

Désacralisation En juillet 2017, ACE Entertainment, les sociétés liées et Shakira elle-même demandent auprès du tribunal administratif l'annulation des injonctions de l'ACD. Or, la loi ne le permet alors pas... ou plus. Quand la nouvelle coalition gouvernementale s'est installée en 2013, le Grand-Duché venait à peine d'être blacklisté par le Forum mondial pour la transparence fiscale. Le directeur de l'ACD à l'époque, Guy Heintz, s'était rendu (seul représentant du Luxembourg) à Jakarta en novembre 2013 pour se voir remettre la mauvaise note. L'organe de l'OCDE destiné à mettre fin à l'opacité fiscale avait reconnu au Luxembourg un cadre rendant possible l'échange d'informations, mais il l'avait jugé inopérant. En effet, les procédures dilatoires encouragées par une loi qui autorisait les recours à gogo, la méfiance des juges administratifs et l'attitude *pro-business* de l'ACD vouaient les procédures à l'échec dans une large mesure. « Après Jakarta, on était pressés de changer ça », témoigne aujourd'hui le retraité Guy Heintz. Celui qui a quitté l'ACD en 2016 après y avoir effectué toute sa carrière réfute l'immixtion politique dans le travail quotidien de l'administration, mais parle de changement « un peu radical » en 2013 et qualifie les pratiques d'antan « d'ancienne idéologie ». En 2014, la loi interdisant tout recours du contribuable contre une décision de l'ACD brise la Sainte Trinité (réglementation taillée par les avocats d'affaires, fisc bienveillant et politique laxiste) et rompt l'équilibre général de la place. Selon les faucons de la fiscalité, la quête de transparence nuirait à la compétitivité de la place financière luxembourgeoise. Elle générerait au point névralgique qu'est l'administration fiscale une incertitude, dont la désuétude des *rulings*, depuis Luxleaks puis leur échange automatique, est devenue le symbole le plus spectaculaire. En face, le ministre des Finances Pierre Gramegna (DP) estime que la stigmatisation de la place nuira davantage sur le long terme. Le débat actuel sur l'impératif de durabilité de la politique industrielle rappelle l'introduction de l'éthique fiscale dans la logique de place.

Le nouvel antagonisme entre l'administration fiscale et les avocats d'affaires atteint son paroxysme quand la première enjoint, en juillet 2016, une partie des intermédiaires désignés dans les Panama Papers de dévoiler les « panaméennes » créées avec l'assistance du cabinet Mossack Fonseca, d'identifier leurs bénéficiaires économiques ou encore de détailler les prestations et les transactions (« pièces à l'appui »).

Après des échanges de courriers dans lequel le bâtonnier de l'époque, François Prum, rappelle le caractère « impératif et contraignant » du secret professionnel face à cette « fishing expedition », le désaccord se formalise au tribunal administratif. L'ACD, alors encore dirigée par Guy Heintz, considère que le secret professionnel ne s'applique pas aux avocats d'affaires. Le retraité de la fiscalité précise aujourd'hui que, devant l'étalage public de structures *offshore*, il voulait s'assurer qu'aucune ne nuisait aux recettes fiscales luxembourgeoises. Dans ses conclusions et de manière assez savoureuse après ce changement de paradigme, l'ACD part à la chasse au fraudeur national en récitant la magouille au prix de transfert jusque-là appliquée aux sociétés internationales au bénéfice des avocats, de l'écosystème financier et des recettes fiscales locales : « Les capitaux en provenance du Panama vers les bénéficiaires économiques ultimes résidant au Grand-Duché ont, dans la majorité des cas, été générés par des sociétés luxembourgeoises, à la suite de quoi ils sont, dans le meilleur des cas, transférés au Panama à l'aide de factures émises par des sociétés panaméennes afférentes à des contre-prestations pour le moins discutables, douteuses ou même inexistantes, soit ils ne sont, dans le pire des cas, pas déclarés du tout au Luxembourg lors de leur réalisation. »

Les jugements rendus la semaine passée (huit recours ont été déposés, sept ont obtenu gain de cause, un a été débouté car hors-délai) par le tribunal administratif soulignent que le critère décisif pour déterminer « s'il y a ou non pêche aux informations est celui de la pertinence vraisemblable des informations ». Or, pour les juges administratifs, l'ACD n'avait aucune idée de qui elle visait derrière sa demande adressée aux avocats, pas même s'il s'agissait d'un contribuable luxembourgeois, alors qu'il convient de savoir au préalable si l'intervention s'inscrit dans son domaine de compétence. La quatrième chambre du tribunal administratif considère ainsi que le préposé de l'administration fiscale s'est bien livré à de la pêche aux informations et qu'il a commis « un excès voire un détournement de pouvoir » et que sa demande est « illégale ». Voilà qui remet « l'église au milieu du village contre un activisme de certains membres de l'administration », commente Alain Steichen. Le fiscaliste n'a jamais caché son animosité face à la volonté « politique », de la rue de la Congrégation à celle du Fort Wedell, de passer pour le « bon élève ». « J'espère que l'intelligence paysanne

Deux décisions judiciaires qui rapprochent avocats et administration fiscale, brouillés depuis 2014 à cause du changement de « politique »

luxembourgeoise fasse qu'à terme on revienne à des relations fidèles à l'image du roi Salomon, d'une administration un peu plus impartiale, un peu plus objective », avait-il lâché l'année passée (*Land*, 27.09.2019), quelques jours après la condamnation du Luxembourg dans le dossier Fiat à la CJUE pour aide d'État illégale à cause d'un *ruling* tamponné généreusement alors que l'ACD roulait encore pour la place.

Lingerie sale Ce mardi dans l'affaire Shakira, l'instance européenne basée au Kirchberg a confirmé à la chanteuse, ou plus précisément aux détenteurs des informations qui la concernent, le droit de contester un recours de l'administration fiscale devant une juridiction indépendante. Le tribunal administratif (encore lui) avait rouvert la voie à cette possibilité dans le sillon de l'arrêt Berlioz. En mai 2017, les juges européens avaient déclaré la réglementation luxembourgeoise hors-la-loi en ce qu'elle contrevient à la Charte des droits fondamentaux. Le législateur avait réagi en mars 2019 en redonnant au détenteur des informations la possibilité de contester une demande du fisc. Interrogée par la cour administrative (en appel), la CJUE a confirmé cette semaine la direction à prendre, mais a en sus réaffirmé la nécessité

pour l'administration fiscale requise de vérifier la pertinence vraisemblable des informations demandées par la requérante. « L'ACD se contentait d'être les relayeurs des informations demandées par les autres pays, pour montrer que l'élève a compris sa leçon », peste Alain Steichen auprès du *Land*. Dans son *Manuel de droit fiscal* (en cours de réédition), le fiscaliste rappelle le devoir de contrôle du fisc, pour « pré-munir l'État requis contre tout recours abusif à l'assistance conventionnelle, où l'État requérant demanderait des informations, non seulement pour des dossiers fiscaux en cours, mais également de manière prospective, en vue de détecter et enquêter sur des affaires fiscales non encore identifiées ». L'identité du contribuable concerné, le but fiscal de la demande, les raisons qui donnent à penser que les renseignements recherchés seraient détenus au Luxembourg, ainsi que l'identité de la personne doivent être apportés, lit-on dans la Bible du fiscaliste (les ouvrages de droit sont traditionnellement organisés en paragraphes comparables à des versets). « De la fine dentelle », résume Alain Steichen.

À la question de savoir si le secret revient en force, la tout fraîchement nommée bâtonnière Valérie Dupong, qui a hérité du dossier « Panama Papers », relève que la question du secret professionnel de l'avocat n'a pas été étudiée par le tribunal administratif puisque le seul manque de compétence de l'ACD a, en l'espèce, permis de déclarer illégale sa demande de renseignement. En revanche, les deux décisions de cette semaine rappellent au fisc l'impératif de vérifier la pertinence des informations demandées par l'autorité requérante et rassurent les détenteurs d'informations sur les possibilités de recours ouvertes, dans un difficile exercice d'équilibriste entre justice fiscale et respect des droits fondamentaux. La directrice de l'ACD Pascale Toussing estime d'ailleurs les décisions judiciaires « très nuancées » et réfléchit encore aux suites à donner à celles du tribunal administratif. Interrogée par le *Land* sur le nombre de demandes formulées par son prédécesseur auprès des avocats, l'ancienne directrice fiscale de Pierre Gramegna en recense une vingtaine. Dans la douzaine qui n'ont pas déposé de recours, certains ont communiqué les informations demandées, d'autres ont été soumis à une amende, informe Pascale Toussing. Ce qui pose maintenant la question de savoir si les avocats dociles s'exposent à un risque pénal pour manquement au secret professionnel.

MULTINATIONALES ET DROITS HUMAINS

Que loi fasse justice

Fabien Grasser

Assassinats de militants et journalistes, travail des enfants, répression syndicale, expropriations de petits paysans : ces graves violations des droits humains ont en commun d'impliquer des multinationales luxembourgeoises. Elles font partie d'une longue liste d'atteintes exposées à la presse jeudi 1^{er} octobre par Action solidarité tiers monde (ASTM). L'ONG demande au gouvernement d'élaborer une loi sur le « devoir de vigilance des entreprises » pour mettre fin à ces pratiques et à l'impunité dont jouissent leurs auteurs. Une telle législation obligerait les entreprises à analyser les risques de leurs activités pour les droits humains, d'y remédier lorsque des violations sont commises et d'indemniser les victimes.

En excluant les Soparfi du champ d'application de la loi, la plupart des multinationales échapperaient à leurs obligations

À ce jour, la France est le seul pays à avoir légiféré dans ce sens avec l'adoption en 2017 d'une loi aux effets certes limités, mais qui nourrit désormais le débat dans la plupart des pays européens. Elle s'appuie sur les « Principes directeurs relatifs aux entreprises et aux droits humains », adoptés par le Conseil des droits de l'Homme de l'ONU en 2011. La loi française responsabilise les maisons-mères des multinationales, aussi bien sur les activités de leurs filiales que sur celles de leurs sous-traitants et fournisseurs. « Dans une économie mondialisée et ouverte comme l'est celle du Luxembourg, il faut sortir des limites du pays et prendre en compte l'ensemble de la chaîne de valeur », insiste Michaël Lucas, coordinateur général d'ASTM. « Des entreprises violent les droits humains aussi bien dans les pays du Sud que du Nord », poursuit-il, citant le non-respect des droits syndicaux par Amazon ou l'exploitation de migrants en Andalousie pour la production de tomates bio.

ASTM met cependant l'accent sur les pays en développement dans un rapport intitulé « Risques d'impacts des activités des entreprises sur les populations dans les pays du Sud ». Sans prétendre à l'exhaustivité, l'ONG y présente des violations des droits humains impliquant six entreprises domiciliées au Luxembourg.

La plus connue est Ferrero, dont le siège international se trouve au Grand-Duché. Le rapport reproche au producteur de la pâte à tartiner favorite des enfants de se fournir en noisettes auprès de petits agriculteurs faisant travailler... des enfants syriens, réfugiés en Turquie. Particulièrement sensible à son image, le confiseur s'est engagé à interdire le travail des enfants dans sa chaîne de valeur et à améliorer la traçabilité de ses produits. Affaire à suivre donc.

À suivre aussi, la suite qu'accordera la Justice à la plainte pour calomnies, injures et violations de la vie privée déposée en 2019 par Socfin contre l'ONG luxembourgeoise SOS Faim et plusieurs de ses employés. Socfin, présent au Luxembourg depuis

les années cinquante, est spécialisée dans la culture de palmiers à huile et d'hévéas en Afrique et Asie. Étroitement liée au groupe français Bolloré, elle est notamment accusée par un collectif d'ONG d'accaparer les terres de petits paysans laissés sans ressources, indique le rapport d'ASTM. Elle se distingue par des procédures dites « bâillons » qu'elle engage régulièrement contre des ONG et journalistes pour faire taire les critiques. SOS Faim plaide la liberté d'expression indispensable à l'accomplissement de sa mission de défenseurs des droits fondamentaux.

Dans le domaine de l'agro-industrie toujours, Euroamerican Finance SA détient 85 pour cent de Payco, deuxième plus grand propriétaire foncier du Paraguay. Il cultive céréales, soja, bois et pratique l'élevage sur des terres au centre d'un conflit avec des communautés paysannes et indigènes dans un pays où les contentieux fonciers prennent souvent une tournure violente. Mais pour Euroamerican Finance, l'affaire n'aura pas de suite au Luxembourg car, selon les documents que nous avons consultés, elle a été déclarée en faillite le 27 juillet dernier par le Tribunal d'arrondissement de Luxembourg. Sans bénéficiaires effectifs connus et sans employé au Grand-Duché, la société présentait une comptabilité confuse et travaillait notamment avec la sulfureuse Banco Espirito Santo, démantelée par le gouvernement portugais en 2014.

Bien plus solides, les sidérurgistes Ternium SA et Tenaris SA sont mis en cause pour des conditions de travail exécrables et la répression des activités syndicales ayant cours dans leurs usines au Guatemala et en Colombie. Deux pays où les libertés syndicales sont parmi les plus restreintes : depuis 2019, quatorze syndicalistes ont ainsi été assassinés en Colombie, selon l'index annuel de la Confédération syndicale internationale. Ternium et Tenaris sont des filiales du géant italo-argentin Techint et ont leur siège au Luxembourg, indique le rapport de l'ASTM. En réalité, les trois sociétés sont établies au Grand-Duché et occupent quelque mille mètres carrés de bureaux dans un immeuble du Boulevard Royal, au centre de la capitale. En 2019, Ternium et Tenaris ont versé 440 millions de dollars de dividendes à Techint Holdings dont les profits cumulés atteignaient 4,7 milliards de dollars. De quoi largement satisfaire aux augmentations salariales et à la couverture santé revendiquées par les salariés guatémaltèques et colombiens de ces entreprises.

Dans son rapport, ASTM pointe aussi la responsabilité des banques dans le financement des multinationales. Ce risque est significatif dans un pays comme le Luxembourg, comptabilisant 140 banques et qui s'enorgueillit d'être la seconde place financière mondiale pour les fonds d'investissements. Il en va ainsi de l'Industrial and Commercial Bank of China (ICBC), principalement détenue par l'État chinois et dont les autorités luxembourgeoises saluent avec enthousiasme son implantation locale. ICBC Luxembourg est impliquée à hauteur de 175 millions de dollars dans le financement de la mine de cuivre et de molybdène de Las Bambas, au Pérou. Ce site est connu pour ses impacts catastrophiques sur l'environnement, les mauvaises conditions de travail des mineurs et la répression parfois meurtrière des populations qui dénoncent ces dérives. L'argument selon lequel une banque ne saurait être tenue responsable des agissements de ses débiteurs démontre, selon Michaël Lucas de l'ASTM, l'impératif pour les entreprises d'établir une analyse des risques de leurs activités sur les droits humains : « Les banques pourraient ainsi soumettre leurs prêts à l'existence d'une telle analyse et refuser les crédits à celles qui n'en établissent pas. »



Les ONG attendent avec impatience la position du ministre des Affaires étrangères

Autrement dit, sous prétexte de conserver sa compétitivité à l'économie nationale, une telle réglementation devrait d'abord être adoptée à l'échelle européenne afin de placer tous les pays membres de l'UE sur un pied d'égalité.

Selon nos informations, l'UEL suggère aussi d'exclure les Soparfi (Sociétés de participation financière) du champ d'application d'une éventuelle loi. Cette mesure mettrait à l'abri bien des multinationales puisque c'est précisément sous ce statut juridique qu'opèrent une grande partie d'entre elles au Luxembourg.

Elles sont également nombreuses à juger que leur engagement en matière de Responsabilité sociale des entreprises (RSE) répond déjà à la question de la violation des droits humains. Ce raisonnement est souvent opposé par des entreprises mises en cause mais « il s'agit d'une confusion », analyse Antoniya Argirova, responsable du travail politique d'ASTM : « La RSE se base sur des contributions volontaires au développement alors que les Principes directeurs constituent une norme internationale attendue de toutes les entreprises ».

L'idée d'une loi fait néanmoins son chemin. À pas feutrés du côté des autorités. Une cartographie des risques de violations des droits humains par les entreprises luxembourgeoises, initialement promise à une large publicité, a finalement été discrètement publiée au cœur de l'été sur le site internet du ministère des Affaires étrangères, qui en avait passé commande à l'Université du Luxembourg. Ce document range l'évasion fiscale parmi les atteintes aux droits humains car les manques qu'elle induit dans les budgets nationaux privent notamment les populations de soins de santé ou d'éducation. Cela touche un point sensible, car la fiscalité avantageuse dont bénéficient les multinationales au Grand-Duché les incite à s'y domicilier massivement, souvent sous simple forme de boîte-aux-lettres ou avec des effectifs sans commune mesure avec les profits enregistrés.

Quoi qu'il en soit, le ministre des Affaires étrangères promet d'en dire davantage d'ici la fin de l'année, à l'occasion d'une conférence de presse où il exposerait ses projets en la matière. Ce rendez-vous est très attendu par les ONG. Jeudi dernier, le coordinateur général d'ASTM, Michaël Lucas, a rappelé qu'en septembre 2019, Xavier Bettel avait annoncé la candidature du Luxembourg au Conseil des droits de l'Homme de l'ONU pour la période 2022-2024. « Les droits de l'Homme font partie de l'ADN du pays », avait alors lancé le Premier ministre face à l'Assemblée générale des Nations unies. Pour les défenseurs des droits humains, l'adoption d'une loi sur le devoir de vigilance des entreprises constituerait une bonne occasion de passer de la parole aux actes. ●

Le rapport est consultable sur le site d'ASTM : astm.lu

d'Land méi mobil

Désormais, les abonnés peuvent lire le Lëtzeburger Land sur leurs iPad et iPhone, ainsi que sur leurs portables et tablettes pourvus du système d'exploitation Android. Il suffit de télécharger l'application dans l'App Store de Apple ou dans le Play Store de Google.

www.land.lu





Le bucolique
centre financier
luxembourgeois

Luxembourg, première place financière de l'Union européenne selon la 28^e édition du Global Financial Centres Index (GFCI) ! Le centre financier national ne doit pas seulement son classement au Brexit, car Londres ne faisait déjà plus partie de l'UE lors du palmarès précédent paru le 26 mars. Depuis cette date, la capitale du Grand-Duché, qui était alors troisième dans l'Union, a doublé Francfort et Paris. Même si Luxembourg n'est encore qu'au douzième rang mondial et au troisième rang en Europe (derrière Londres et Zürich), les autorités et les professionnels auraient tort de boudier leur plaisir, et Luxembourg for Finance, l'agence de développement de la place financière, ne s'en est pas privée.

Plus que son rang actuel, c'est la rapide progression de Luxembourg dans les classements successifs du GFCI qui impressionne. La place a en effet gagné douze places en un an, et six places en six mois puisqu'elle figurait au trentième rang en septembre 2019 et au 18^e en mars 2020. Sur les six derniers mois c'est la plus forte progression des grandes places avec Madrid, Séoul et Boston. Luxembourg récupère ainsi un rang mondial qu'elle occupait déjà en septembre 2016 avant de chuter dans le palmarès. Comment est-elle parvenue à ce résultat ? Pour le comprendre il faut s'intéresser aux résultats par segments d'activité et par domaines de performance.

Leader en assurance Le document du GFCI identifie quatre grands métiers : la banque, l'assurance, la gestion d'actifs, les services professionnels et évalue leur environnement réglementaire. Le Luxembourg est absent du Top 15 des places financières pour l'activité bancaire et les services professionnels. Mais il est treizième en gestion

d'actifs, troisième en *Government & Regulatory Sectors* et surtout numéro un mondial en assurance devant New-York et Londres ! La performance n'est pas mince car l'assurance est le seul domaine où New-York arrive en deuxième position. Par ailleurs le GFCI agrège les indices de cinq domaines-clés : environnement des affaires, facteurs d'infrastructure, réputation et facteurs généraux, capital humain et développement du secteur financier. À nouveau, le rapport présente le Top 15 des centres financiers sur chaque critère. Pour les trois premiers cités, Luxembourg est totalement absente de la liste.

En revanche elle occupe un flateur quatrième rang mondial pour le capital humain, derrière New-York, Londres et Hong-Kong, devançant Paris (huitième) et Francfort (quatorzième). Selon le document, « les facteurs du capital humain résument la disponibilité d'une main-d'œuvre qualifiée, la flexibilité du marché du travail, la qualité de la formation commerciale et les compétences de la main-d'œuvre et la qualité de vie ». De quoi combler d'aise, mais aussi peut-être un peu surprendre les professionnels et les autorités ! De plus Luxembourg figure à une très honorable quatorzième place pour le développement du secteur financier, qui mesure « le volume et la valeur des échanges sur les marchés financiers et autres marchés, l'effet de cluster du nombre de sociétés de services financiers différentes sur le site et les indicateurs de l'emploi et de la production économique ».

Course aux talents Finalement la position remarquable de Luxembourg est due à la fois à l'importance qu'y tiennent les services finan-

ciers, notamment l'assurance, et à la qualité des personnes qui y travaillent. Conserver ce rang enviable dans un classement marqué par une forte volatilité (lire encadré) implique de poursuivre l'effort local d'éducation et de formation, mais aussi de pouvoir attirer et fixer des salariés de haut niveau venus d'autres horizons. Précisément, une autre étude sortie quelques semaines plus tôt établissait le potentiel luxembourgeois dans « la course mondiale aux talents ». Fin juin le cabinet Airinc, qui se présente comme le « spécialiste de la mobilité internationale des ressources humaines » a publié l'édition 2020 de son *Global 150 Cities Index* (GCI), un indice composite qui détermine les villes les plus agréables à vivre pour les expatriés. Plus de 400 villes à travers le monde ont été évaluées sur la base d'indicateurs financiers (niveau des salaires, coût de la vie, impôts, cotisations et allocations sociales, etc...) pour 60 pour cent de la note finale) et de critères de qualité de vie (niveau de la criminalité, santé, climat, disponibilité de logements, loisirs, éducation, etc...) à hauteur de 40 pour cent).

Luxembourg monte sur le podium mondial derrière Zürich et Genève et juste devant Munich. Parmi les autres villes européennes Vienne est neuvième, Berlin quinzième, Dublin 26^e, Amsterdam trentième, Bruxelles 33^e, Paris 38^e et Londres 39^e. Le gouvernement luxembourgeois n'a naturellement pas manqué de s'en féliciter. Cela dit, tous les classements d'attractivité, qui marquent une nette tendance à la prolifération avec des méthodologies très variables, ne donnent pas d'aussi bons résultats. Ainsi la société allemande de déménagement Movinga, dans le cadre d'une série sur les *Cities of*

opportunities, a publié en 2019 un classement des « Meilleures villes pour les familles » à partir de treize critères. Loin derrière Helsinki qui obtient la note maximale de cent sur cent, suivie de Québec et d'Oslo, Luxembourg fait ici pâle figure en apparaissant seulement au 64^e rang sur 150 avec une note de 77,95. La capitale du Grand-Duché est loin derrière Anvers (33^e) ou Lyon (51^e), mais se console en faisant mieux que Paris (79^e) et Bruxelles (119^e).

The place to be Nul doute que les Luxembourgeois préféreront le classement annuel de la qualité de vie du cabinet américain Mercer, qui fait référence en la matière par son ancienneté (plus de vingt ans). Dans la version du *Quality of Life Index* publiée au printemps 2020, 245 villes du monde ont été classées sur dix critères tels que le climat, la sécurité, la santé ou le coût de la vie. Ce classement présente l'originalité de prendre en compte des villes moyennes qui n'apparaissent pas dans la plupart des autres palmarès d'attractivité. Cette année Vienne perd la première place qu'elle occupait depuis dix ans et tombe au 19^e rang au profit du duo australien formé de Canberra et Adelaide. Déjà honorablement classée en 2019 (18^e), Luxembourg gagne une place et pointe au cinquième rang européen derrière Zürich (cinquième dans le monde), La Haye (huitième), Eindhoven (onzième) et Copenhague (quinzième) tandis que Bruxelles et Paris sont respectivement 124^e et 174^e !

Des classements plutôt convergents dont les résultats ne doivent rien au hasard : de quoi réjouir les autorités et donner du grain à moudre à l'agence de promotion de la place. Mais pour revenir au tout récent palmarès du GFCI, il comporte tout de même un élément quelque peu rabat-joie. Les 111 centres financiers étudiés ont été répartis en douze groupes, en croisant deux dimensions : l'aire d'influence géographique (globale, internationale, locale) et la palette des services financiers (large et profonde, relativement large, relativement profonde, émergente). Dans cette « matrice de profils », Paris et Bruxelles appartiennent à la catégorie « Global diversified » en compagnie de Zürich, Amsterdam, Francfort, Dublin, Chicago et Los Angeles, car ce sont des centres mondiaux avec une gamme relativement large de services. En revanche, Luxembourg figure parmi les « International specialists » (envergure internationale avec palette profonde en raison du poids de l'assurance), aux côtés de Buenos-Aires, Chypre, Mumbai, Casablanca, Vilnius, Riga, l'île Maurice, Nankin, Taipei et Almaty mais aussi de Panama, des Îles Vierges britanniques et des Bermudes. Pas sûr que cet encombrant voisinage soit du goût de Luxembourg for Finance. ●

Un classement volatil

Dans le 28^e classement GFCI, la place financière de Luxembourg figure au douzième rang mondial et au troisième en Europe, où elle est devancée par Londres et Zürich. Par rapport au classement précédent, en mars 2020, elle gagne six places dans le monde. En Europe, elle passe devant Genève, Francfort, Paris et Edimbourg. L'indice des centres financiers mondiaux (GFCI) est publié deux fois par an, depuis 2007, par Z/Yen Group à Londres et le China Development Institute à Shenzhen. En septembre 2020

environ 8 500 professionnels ont évalué la compétitivité des centres financiers sur près de 140 critères à partir d'un questionnaire en ligne. Le classement qui porte sur 111 places financières dans le monde est dominé par New-York avec 770 points, Wuhan clôturant la liste avec 420 points. Luxembourg obtient 719 points. Il existe une forte concentration dans la zone des 710 à 720 points, soit entre le 21^e et le onzième rang avec pas moins de onze centres financiers au coude à

coude. D'un semestre à l'autre les positions varient donc beaucoup, encore plus si on se situe sur une période d'un ou deux ans. Le classement est donc réputé pour sa grande volatilité, surtout quand on sort du Top 10. Entre mars et septembre 2020, 23 centres ont gagné dix places ou plus, et vingt en ont perdu dix ou plus. Exemple avec Genève, passée du 26^e rang en septembre 2019 au neuvième en mars 2020 avant de retomber à la quatorzième place en septembre 2020. ● gc

DIE KLEINE ZEITZEUGIN

Warten auf den Messias

Michèle Thoma

Starker Stoff, ein verheißungsvolles Raunen geht durch die Medien, Oberarme bieten sich an, Spritzen werden flott gezückt. Bis wieder ein Experte abwinkt, doch nicht, noch nicht, nicht wirklich. Er wird kommen, ja. Irgendwann, sicher, irgendwann sicher. Oder auch gar nicht. Nie. Aber oho, wir haben ja AHA! Bis dahin. Bis er da ist.

Aber schon winkt wieder jemand mit Stoff, dem besten, der derzeit zu haben ist, starker Stoff, haut sogar das Virus um. Nur noch ein paar Studien, nur noch ein paar arme Studierende, die ihn sich mal schießen lassen, nur noch freie und willige russische Soldaten, nur noch Legionen von billigen Willigen, nur noch ein paar Kamikaze-Idealist/innen, die machen es für die Welt, statt für Geld. Dann, dann ist er auf dem Supermarkt, auf den die Welt starrt, sie will endlich erlöst werden. *Vaccines*, herzflattert es an den Börsen.

Der russische Präsident opfert seine Tochter, wie biblisch ist das. Jetzt wird sogar gemunkelt, der amerikanische Präsident sei ein Versuchskaninchen gewesen. Man hätte eben alles versucht.

Mitten in der dräuenden Düsternis sucht uns eine Erscheinung heim. Sie kommt von oben, wie es sich gehört. Aus einem Helikopter steigt ein maskierter Mann, er trägt einen dunklen Anzug, ein weißes Hemd, die Jacke ist lässig geöffnet. Er erklimmt die Stufen, die zu einem imposanten Haus führen im imperialen Buttercrèmetortenstil. Es wird das weiße genannt. Er betritt den Balkon und steht da. Erst mal so, da, in der vertrauten, zugleich angespannten und pseudo-lockeren Haltung, der frontale Schiffsbughaarbusch auf Angriff getrimmt.

Er nimmt die Maske ab, mit einem Ausdruck der Genugtuung stopft er sie in die Jacketttasche. Er zwinkert der Fangemeinde vor den Bildschirmen zu, wirft einen Komplizenblick in die Runde, steht noch ein Weilchen in der typischen, zugleich starren und schlaffen Pose. Der Mann, der uns erscheint, ist ja keineswegs ein Unbekannter. Dennoch ist sein Auftauchen oder vielmehr sein Herabsteigen überraschend. Er zeigt nach oben zeigende Daumen, setzt routiniert den Krieger-Blick auf, winkt und trittotet hinein. Kurz danach alles Retour, noch mal, noch mal Balkon, auf den

Parallel zu der immer wiederkehrenden Erscheinung des Mannes, der sich von der Maske befreit, läuft die Totenerzählung

Balkon, noch mal Einnehmen der Pose, noch mal *Movie Star*. Die Inszenierung der Inszenierung ist öffentlich. Sie findet vor der Kulisse statt.

Auf CNN wird in dieser Nacht diese Szene endlos wiederholt. „He didn't wear a mask!“, wiederholen die Moderator/innen und Kommentator/innen genauso endlos. Genauso fassungslos. Mit der, seitdem der unfassbare Mensch dieses weiß genannte Haus bezogen hat, schon in ihre Gesichter eingemeißelten Mischung von Betroffenheit und Bestürzung und Abscheu. Diese Versteinerung, die sie nach der ersten Schockstarre vor vier Jahren befiel, präsentieren die paar wenigen Kom-

mentator/innen bis heute. Das Angebot an Kommentator/innen und Expert/innen auf dem Globalsender CNN ist ja ein frappierend mickriges. Genauso frappierend wie die Tatsache, dass in einem Gebiet wie den USA, dem Freiheit und Auswahl offiziell ein so großes Anliegen sind, nur zwei tödliche Kandidaten aufeinandertreffen. Der leibhaftige Amtsinhaber und sein alles andere als herausfordernd wirkende Herausforderer.

Kaninchenstarren auf den Drachen, huch!, er ist wieder auferstanden. Aber er atmet schwer!, diagnostizieren die Beobachter/innen. Das Er-trug-keine-Maske-Mantra wird in allen Abstufungen und Tonarten vorgetragen, von zutiefst besorgt über hysterisch bis zynisch-verzweifelt. Wie Empörungsgesprengel ergießt sich über die Zuschauer/innen. Auf dass auch der Letzten in der letzten Bank dämmere, was für einen unverschämten, gemeingefährlichen Schwachkopf sie keinesfalls wählen soll. Parallel zu der immer wiederkehrenden Erscheinung des Mannes, der sich so nonchalant von der Maske befreit, läuft die Totenzählung.

Plötzlich erscheint ein Spot, der den Blick ins Universum öffnet, Sphärenklänge erklingen, frohe Kinderstimmen ertönen. Die Kinder schicken Grüße ins Universum. Die amerikanischen Kinder grüßen die Bewohner/innen des Weltalls. ●

Und dann nimmt er die Maske ab, mit einem Ausdruck der Genugtuung



CHRONIQUES DE L'URGENCE

La croisière tient à s’amuser

Jean Lasar

Dans l'in vraisemblable tumulte qu'est devenue l'élection présidentielle aux États-Unis, cette information a pu passer inaperçue, mais elle vaut son tonnage : La Maison Blanche a bloqué un ordre du Centre de contrôle et de préven-

tion des maladies (CDC) proscrivant les croisières jusqu'à la mi-février, a indiqué le *New York Times* le 30 septembre.

Les gigantesques hôtels flottants américains étaient privés d'appareillage depuis mai, et le CDC a périodiquement renouvelé cette interdiction au vu de l'état alarmant de la pandémie. Alors que le monde découvrait le nouveau coronavirus au début de l'année, le paquebot *Diamond Princess*, de la *Carnival Corporation*, a occupé les Unes lorsque 700 de ses 3 711 passagers et membres d'équipage ont été testés positifs et que quatorze d'entre eux sont morts du Covid-19. En tout, le CDC a recensé 2 973 cas et 34 décès liés au Covid-19 sur des paquebots navigant dans les eaux sous sa juridiction entre mars et juillet.

La décision de la Maison Blanche s'explique par l'importance de la Floride, un État très disputé – qu'on se souvienne de l'âpre bataille que s'y sont livrés Al Gore et George W. Bush en 2000 – pour les élections du 3 novembre. Le secteur des croisières y représente un chiffre d'affaires de 53 milliards de dollars, selon son lobby *Cruise Lines International Association*. Impensable donc pour Donald Trump, sous peine d'indisposer ses puissants donateurs, de continuer de maintenir à quai leurs vaches à lait. Les plus grands groupes américains de croisière ne bénéficient pas des mesures d'aide

liées à la pandémie parce qu'ils sont domiciliés hors des États-Unis. Leurs patrons mettent en avant leurs salariés qui dépendent de cette activité, mais se gardent bien de rappeler qu'ils n'hésitent pas à les exposer le moment venu aux risques de contagion. Ces dernières semaines, Tim Scott et Marco Rubio, les deux sénateurs républicains de l'État de Floride, tout comme Carlos Gimenez, le maire de Miami-Dade, du même parti, ont réclamé à cor et à cri la fin de la politique dite « no sail », préconisant des procédures censées éviter toute propagation du virus.

Il suffirait pourtant à ce beau monde de jeter un œil de ce côté de l'Atlantique. Un des premiers grands navires de croisière à reprendre la mer après l'arrêt prolongé dû à la pandémie a été *Mein Schiff 6*, du croisiériste TUI Cruises. À peine avait-il commencé son tour de Grèce, fin septembre, qu'une douzaine de ses membres d'équipage ont été testés positifs au Covid-19, a rapporté la presse locale. La Protection civile grecque l'a aussitôt contraint à rejoindre le Pirée.

Symboles archi-polluants d'une futilité irresponsable, les croisières industrielles étaient déjà insoutenables avant le début de la pandémie. Qu'en dire lorsqu'on voit qu'elles sont aussi des foyers de contamination ? ●

ZU GAST

Helleg Grondfräiheeten!

D'Bierger vun eise Land konnten am Kader vun der Covid-19-Pandemie elo konkret materiewen, wéi eis Regierung den Artikel 32 (4) vun der Verfassung ëmgesat huet. Dësen erlaabt et hir, nodeems den État de crise offiziell ausgeruff ass, zumindest während zéng Deeg parallel zu eiser Chamber Gesetzer am eigentleche Sënn vum Wuert ze stëmmen.

Et sief virop ënnerstrach, datt dëse bemierkenswäerte juristesche Mechanismus deemno an per se schonns am Contraire zum eise hellege Prinzip vun der Gewaltentrennung ass.

Konkret an an enger éischter Phas ass et hei ëm de groussherzogleche Reglement vum vergaangen 18. Mäerz gaangen, deen d'Grondrechter vum Bierger op eng hei am Land nach ni gekannten Aart a Weis aschränkt, virum allem am Hibleck op d'Beweegungsfräiheet ("liberté d'aller et de venir") an d'Versammlungsfräiheet ("liberté de réunion").

Et muss een an deem Kontext ervir hiewen, datt den État de crise an déi dorausser entstane Restriktiounen am Bezuch op d'Grondfräiheeten duerch en nofollegend Gesetz vum 24. Mäerz 2020 duerch d'Chamber bis op dräi Méint, dat heescht bis de 24. Juni, verlängert goufen.

Eist Land ass deemno an enger Situatioun, wou eis Verfassung op där enger Säit zwar de Schutz vun eise Grondrechter formell ervir hieft, (zum Beispill am Artikel 12 am Bezuch op d'Beweegungsfräiheet), op där anerer Säit ginn awer am Kader vum État de crise bemierkenswäert Aschnëtter an eis Grondfräiheete virgeholl - an dat während Méint! De Bierger huet iwwerdeems keng Méiglechkeet, dës Aschränkungen op hir Verfassungskonformitéit iwwerpräiwen ze loosse.

Wéi huet de Montesquieu esou richtig bemierkt : "Pour qu'on ne puisse abuser du pouvoir, il faut que, par la disposition des choses, le pouvoir arrête le pouvoir."

Ganz an deem Sënn huet d'ADR den 21. August e Gesetzesvorschlag an der Chamber deposéiert, dee garantéiere soll, datt all Bierger am État de crise d'Recht huet, vum Verfassungsgericht déi eenzel restriktiv Moossnamen, déi am Widdersproch zu eise Grondrechter sinn, op hir Verfassungskonformitéit iwwerpräiwen ze loosse. Dëst geschitt am Kader vun enger schneller an dréngender Prozedur, déi engem Référé gläich kënn.

Den Alex Penning ass Generolsekretär vun der Alternativdemokratescher Reformpartei

Vu datt et, sou wéi et am Gesetz vum 17. Juli 2020 steet, och nach nom État de crise weider gesetzlech Aschränkungen am Bezuch op de Corona-Virus ginn, déi des Kéier esou guer bis op den 30. September, duerno esou guer erëm eng Kéier bis op den 31. Dezember verlängert goufen, fuerdert d'ADR schlussendlech de generelle Prinzip, wou no all Gesetz, wat an der Substanz eng Restriktioun am Hibleck op d'Grondfräiheeten a Grondrechter mat sech bréngt, obligatoresch mat enger Zweek-Drëttel-Majoritéit gestëmmt muss ginn.

Besote Grondfräiheeten a Grondrechter sollen net nëmme fest an der Verfassung verankert sinn, mee mussen, ebe grad wéinst hirer ieweschter Stellung an der juristescher Hierarchie (et sief un déi faméis "hiérarchie des normes" erënnert), iwwert all den anere Reglementer an eiser Gesellschaft stoen. Fir d'ADR gëtt et heizou och keng oppen Dier fir eng Ausnam. ● Alex Penning

D'GEDICHT VUN DER WOCH



Schonn zwanzeg Joer

Jacques Drescher

E neie Stil, en alen Haff,
Eng Schwéiermamm am Spill.
En Troun, dee wackelt, awer steet;
Geplot mat der Famill.

E Säbel an eng Uniform,
Eng Krypta voll mat Schanken.
Havanna Club mat bloem Blut –
Wat gëtt dat fir Gedanken?

E Schloss mat ale Saachen dran,
Eng Stee mat all deem Krom.
E Bësch, deen deier Sue kascht;
Vill Schiet nach vun der Bom.

En Hofmarschall, neit Personal,
En Audit als Programm.
A fir säi Fest als Kado dann
E Maulkuerf fir d'Madamm.

Logement : une crise qui frappe plus durement les afro-descendants ?

Olivier Mukuna

À la veille de la Semaine nationale du Logement (du 10 au 18 octobre), et de la manifestation nationale pour le droit au logement le 10 octobre, la crise de l'habitat au Luxembourg se fait encore plus aigüe sur fond de Covid-19. Focus sur les citoyens afro-descendant-e-s à faibles revenus ou qui ont perdu leur travail à la suite de la pandémie. Ils sont durement touchés par ce phénomène



Yarra Fortes,
Aldina Galeto
et Narcisse
Dovenon sont

unanimistes : il
est de plus en
plus difficile
de se loger au

Luxembourg
pour les
afro-
descendants



Ce n'est pas un scoop : l'évolution du marché locatif grand-ducal ne cesse d'inquiéter citoyens et pouvoirs publics. Augmentation constante des prix des loyers, multiplication des contrats intérimaires et stagnation du salaire minimum. Un cocktail détonnant qui confronte de plus de plus de résidents luxembourgeois ou étrangers à l'impossibilité d'acquérir un logement ou même de pouvoir louer un appartement avec deux chambres.

Durant ces vingt dernières années, la hausse continue des loyers – conjuguée à l'augmentation du montant des garanties locatives et des frais des agences immobilières – a eu pour conséquence de restreindre drastiquement l'accès au logement locatif privé pour les personnes aux revenus faibles ou modérés.

Selon les résultats d'une étude, réalisée en 2018 par le Luxembourg Institute of Socio-Economic Research (Liser) pour l'Observatoire de l'Habitat : vingt pour cent de la population au niveau de vie les plus bas sont locataires sur le marché privé. Parmi celle-ci, les ménages dépensant plus de 40 pour cent de leurs revenus pour se loger sont passés de 41,7 pour cent, (en 2010), à 63,9 pour cent (en 2018). Une situation qui concernait environ 14 000 ménages. Quant aux locataires de la classe moyenne inférieure, la part des ménages déboursant plus de 40 pour cent de leurs revenus est passée, sur la même période, de 9,8 à 26,8 pour cent ; soit environ 4 000 ménages.

Au moins 18 000 ménages dépensaient plus de quarante pour cent de leurs revenus pour leur logement en 2018



En 2018, donc, au moins 18 000 ménages dépensaient plus de quarante pour cent de leurs revenus pour leur logement. Autant dire qu'en 2020, après des mois de crise sanitaire aux conséquences économiques désastreuses, ces chiffres sont, plus que probablement, en hausse.

Cherche logements désespérément

Vice-présidente d'une asbl de défense des locataires (Mieterschutz Lëtzebuerg) et assistante sociale, Aldina Ganeto confirme la réalité de ce « cercle vicieux ». « Il y a une telle augmentation des prix, d'année en année, ajouté à une rareté de l'espace locatif, qu'on se demande si nos enfants pourront encore se loger, ici, au Luxembourg !», soupire la quinquagénaire avec une certaine tristesse dans la voix. « Les loyers augmentent, les revenus ne suivent pas et le travail salarié se fait plus rare : c'est un cercle vicieux ! Au Luxembourg, c'est désormais devenu la norme que le loyer pèse pour plus de quarante ou cinquante pour cent dans le budget d'une famille. En clair : pour une famille monoparentale, il est devenu quasiment impossible de louer un logement décent. »

Et Aldina Ganeto d'illustrer son propos par l'exemple : « Une maman avec deux enfants qui veut se loger dans un appartement deux chambres devra déboursier au minimum 1 500 euros mensuels. Même si elle gagne un salaire minimum de 2 000 euros en CDI, elle ne peut pas y arriver. Elle ne peut pas payer, chaque mois, cette somme, la charge des enfants, le coût de la vie, etc. Bien sûr, il reste les chambres en colocation, souvent problématiques ou insalubres. Pour en louer une, il faut compter entre 800 et 900 euros par mois. Et ici, se pose le problème des Luxembourgeois au revenu minimum ; un montant qui se situe entre 1 600 et 1 900 euros mensuels. Le calcul des propriétaires est vite fait : la majorité refuse de louer à ces personnes ne bénéficiant que de faibles revenus ; surtout si elles ne disposent pas d'un contrat à durée indéterminée (CDI). Parmi celles-ci, de nombreux Luxembourgeois afro-descendants ou étrangers d'origine africaine... »



Crise locative et racisme structurel

À cette double exigence des propriétaires (présenter des revenus confortables et un contrat de travail fixe), s'ajoute un problème de négrophobie structurelle. Autrement dit : la pratique illégale, mais répandue, d'une discrimination au logement ; un racisme qui ne dit pas son nom et que trop peu de victimes osent dénoncer.

Sous couvert d'anonymat, Elizabeth (prénom d'emprunt), 45 ans, d'origine camerounaise, a décidé de ne plus se taire : « Je connais tellement de personnes noires à qui on ne répond jamais lorsqu'elles sollicitent un logement ; même lorsqu'elles ont un contrat de travail fixe, qu'on a d'abord accepté leur dossier, on leur dit finalement que l'appartement ou la chambre n'est plus disponible... Lors de mes propres recherches, je me suis faite aidée par un ami européen. Il avait trouvé une dame âgée qui était d'accord de me louer une chambre en tant que femme seule. Mon ami blanc m'a accompagnée pour la visite. Lorsque cette dame a ouvert sa porte et nous a vus ou plutôt lorsqu'elle m'a vue, elle a failli s'évanouir ! Elle nous a laissé visiter, dit qu'elle allait nous recontacter. Ce qui n'est jamais arrivé. Pour avoir un logement décent au Luxembourg : il faut un travail fixe bien rémunéré et être blanc. C'est donc très difficile pour les Africaines comme moi... »

Résidente depuis 2009, Elizabeth a vu le café qu'elle cogérait faire faillite en 2018. Depuis, elle perçoit une allocation d'État de 1 450 euros. S'il elle n'était pas aujourd'hui hébergée par une association caritative, elle se trouverait à la rue. Posément, elle nous raconte comment elle a sombré dans ce degré de précarité extrême.

« Je louais un studio social à 639 euros par mois dont le bail expirait en novembre 2020. L'assistance sociale qui s'occupait de mon dossier m'a mis la pression et harcelée pour que je quitte ce logement dès le mois d'août. Elle m'a mise en contact avec une agence immobilière qui acceptait les personnes sans fiche de paie pour que je loue une chambre en colocation à 850 euros. Je l'ai visitée : il y avait bien deux chambres, sans cave ni buanderie et avec une seule boîte aux lettres. J'ai accepté, signé et suis parvenue à déboursier les 3 439 euros qui m'étaient demandés. »

Pourtant, le jour de son emménagement, une désagréable surprise attend Elizabeth. « J'ai vu que la superficie avait été divisée en quatre mini-chambres avec cinq autres colocataires ! Dans une chambre, il y avait un couple ; dans la seconde : un monsieur célibataire avec un chien ; et dans la troisième : deux hommes que je savais être des dealers de drogues... J'ai catégoriquement refusé d'habiter là ! »

Trompée sur la marchandise, Elizabeth se retourne vers son assistante sociale pour réclamer ses milliers d'euros investis en vain. « Elle m'a répondu que seule la garantie locative me serait rendue (1 650 euros) mais pas le reste », poursuit la quadragénaire avec de la colère dans la voix. « Ils ne veulent pas me rendre le mois de loyer d'avance (850 euros) et les frais d'agence (939 euros). Or, d'une part, je n'ai jamais habité dans cette chambre. D'autre part, je ne devrais pas payer des frais d'agence pour une chambre qui n'existe pas et dans un appartement qu'il faut en réalité partager à cinq, dont deux délinquants, peu recommandables et dangereux. Depuis, je me bats pour qu'on me rembourse, j'ai pris une avocate antiraciste pour défendre mes droits... »

Sommes exorbitantes et expulsion tragique

Rappelons que le marché locatif privé luxembourgeois reste quadrillé par les agences immobilières. Les propriétaires qui n'y ont pas recours sont minoritaires. Avant d'entrer dans le logement qu'il sera parvenu à obtenir, le locataire devra généralement s'acquitter d'une somme prohibitive.

Concrètement, il s'agit des frais d'agence (environ un mois de loyer), ajoutés à la garantie locative (deux mois de loyer) et au premier mois de loyer à payer d'avance. « Pour louer un bien, il faut disposer immé-



diatement d'environ quatre mois de loyer ; soit entre 3 600 et 5 000 euros », résume Aldina Ganeto.

« Ce montant exorbitant constitue un frein pour les locataires précaires qui veulent quitter leur chambre pour un appartement dont le loyer oscille généralement entre 1 200 et 1 500 euros mensuels. Pour ce faire, il leur faudra un minimum de 5 000 ou 6 500 euros... Sans compter les frais de déménagement et autres frais inhérents. Aujourd'hui, même celles et ceux qui travaillent ont des difficultés à mettre 5 000 euros de côté ! »

On se souvient que le n° 55 rue Glesener a défrayé l'actualité à Luxembourg début septembre. Sous le coup d'une expulsion collective, huit familles de locataires refusent de quitter l'immeuble, comme l'exige le propriétaire des lieux depuis la fin août. Pourquoi ? Sans surprise, ces familles, toutes afro-descendantes, ne parviennent pas à retrouver un autre logement malgré leurs recherches actives. Sans surprise non plus, le Service Logement de la Ville de Luxembourg se montre impuissant à reloger ces nouvelles victimes d'expulsions.

Une situation tragique dénoncée par déi Lénk qui avait invité la presse à couvrir leur protestation devant l'immeuble concerné, le 4 septembre dernier. Évoquant « une violation du droit au logement », le parti craint toujours que ces familles ne terminent à la rue... L'électricité et l'eau ont été coupées une journée et les conditions de vie des locataires se dégradent.

« Pourquoi nous ont-ils fait ça ? »

Parmi les huit familles concernées : Yarra Fortes, 36 ans, mariée, diplômée en gestion et sans emploi. Elle nous explique pourquoi elle, son mari et les autres locataires sont entrés en résistance. « J'habite rue Glesener depuis décembre 2013 », déclare la jeune femme. « L'ex-propriétaire a vendu le bâtiment en 2018 à un fonds d'investissements. En mai 2020, après le confinement, un employé de l'agence immobilière de ce fonds est venu nous faire signer une nouvelle convention. À nous et aux autres locataires, originaires du Cap-Vert, de Guinée-Bissau, de Guinée-Conakry et du Maroc. Cette convention stipulait que des travaux allaient prochainement avoir lieu et que nous devions avoir quitté nos logements pour le 31 août. »

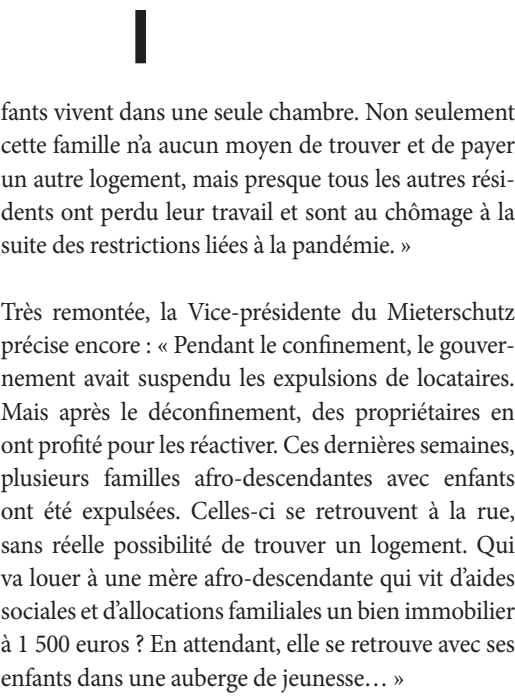
« On n'a pas bougé », enchaîne Yarra Fortes. « Aucun de nous ne trouve un autre logement disponible ! Nous vivons toujours rue Glesener où, jusqu'à aujourd'hui, les travaux n'ont pas commencé. Il est nous d'ailleurs difficile d'obtenir des informations claires de la part du représentant du propriétaire... Mon mari travaille en intérim depuis plus d'un an, mais ne dispose pas d'un contrat fixe. Quant à moi, suite un accident de travail (luxation sévère de l'épaule suivie d'une opération médicale), je ne travaille plus : j'ai donc perdu le contrat fixe que j'avais comme femme de ménage. C'est extrêmement difficile. Vous savez, notre chambre est insalubre, si je pouvais trouver autre chose, je le ferais ! Cela fait des mois que je n'en dors pas la nuit et ne vois pas comment on va s'en sortir... »

Encore choquée par la coupure d'eau et d'électricité, survenue début septembre à l'initiative du bailleur, Yarra s'interroge : « On a tous reçu cette lettre disant qu'ils allaient nous couper l'eau et l'électricité, le 4 septembre, de 8 heures à 20 heures, en raison de travaux. On a été coupé toute la journée mais on a vu aucun ouvrier ni des travaux ! Jusqu'à présent je ne comprends pas pourquoi ils nous ont fait ça. »

Pour Aldina Ganeto, les choses sont moins mystérieuses : « Sous un prétexte mensonger, le propriétaire a tenté de les faire fuir en leur coupant l'eau et l'électricité pendant une journée... Avant la pandémie, ces familles étaient déjà dans une situation vulnérable, mais depuis le coronavirus, leur précarité s'est considérablement aggravée... » Après un bref silence, l'activiste sociale reprend : « On ne peut pas expulser ces personnes en temps de crise sanitaire. À la rue Glesener vivent huit familles dont trois avec des enfants. Parmi celles-ci, un couple avec deux en-



Lors du déconfinement, les propriétaires ont réactivé les expulsions qui avaient été suspendues



fants vivent dans une seule chambre. Non seulement cette famille n'a aucun moyen de trouver et de payer un autre logement, mais presque tous les autres résidents ont perdu leur travail et sont au chômage à la suite des restrictions liées à la pandémie. »

Très remontée, la Vice-présidente du Mieterschutz précise encore : « Pendant le confinement, le gouvernement avait suspendu les expulsions de locataires. Mais après le déconfinement, des propriétaires en ont profité pour les réactiver. Ces dernières semaines, plusieurs familles afro-descendantes avec enfants ont été expulsées. Celles-ci se retrouvent à la rue, sans réelle possibilité de trouver un logement. Qui va louer à une mère afro-descendante qui vit d'aides sociales et d'allocations familiales un bien immobilier à 1 500 euros ? En attendant, elle se retrouve avec ses enfants dans une auberge de jeunesse... »

« Nous ne pouvons pas louer à des personnes noires »

Français d'origine béninoise, Narcisse Dovenon, a également suscité l'intérêt de la presse l'été dernier. À son corps défendant. Ce père de famille, bibliothécaire au Centre des Migrations humaines (CDMH) de Dudelange, s'en serait bien passé...

Après l'incendie accidentel de son appartement, survenu le 15 juin à Diekirch, Dovenon, son épouse et leurs trois enfants (treize, dix et six ans) sont relogés dans un hôtel par l'assurance du bailleur. Et c'est là que démarre son « calvaire afro-descendant ». Résidant au Luxembourg depuis 2013, l'homme n'avait jamais connu de problème de logement. Plongé dans les affres du sans-domicile-fixe, il éprouve soudain toutes les peines du monde à retrouver un toit. Malgré son CDI, malgré ses beaux diplômes, malgré son appartenance à la classe moyenne luxembourgeoise.

« Dès que j'appelais une agence pour visiter un appartement, je sentais qu'à l'écoute de mon accent béninois, mon interlocuteur était pressé de me dire que l'appartement était loué. Or, quelques semaines après, le logement en question était toujours disponible... », se souvient Narcisse. « Avant, lorsque des afro-luxembourgeois me racontaient leurs difficultés pour obtenir un logement décent et les imputaient au racisme, j'étais qu'ils exagéraient. Aujourd'hui, je sais que c'est vrai ! Comme eux, j'ai fini par demander à des amis, qui n'ont pas d'accent africain, de téléphoner pour moi lorsque je repérais un appartement. Si j'appelais moi-même, c'était soit 'déjà loué' soit mes envois de documents restaient sans réponse... Ce silence, ce mépris, c'est ce qu'il y a de plus désespérant ».

Plusieurs afro-descendants estimeront que le bibliothécaire a eu de la veine de découvrir si tard la dure réalité de la discrimination négrophobe au logement. Narcisse Dovenon n'en disconvient pas. Et s'en explique : « À mon arrivée, il y a sept ans, dans le cadre de mon contrat de travail, une agence liée à mon employeur s'était occupée de me trouver un logement. J'ai donc emménagé à Luxembourg-Ville dans un appartement trois chambres. Mon épouse et nos deux enfants, restés en France à l'époque, m'y ont rejoint. Plus tard, la famille s'étant agrandie, nous avons déménagé au nord, à Diekirch, dans un appartement plus spacieux. C'est à cette occasion que j'ai observé, pour la première fois, certaines 'difficultés', bien que ma femme et moi avions chacun d'un emploi CDI. J'ai mis cela sur la malchance car, en 2017, on a trouvé cet appartement... qui a été malheureusement la proie d'un incendie et dans lequel nous avons tout perdu ».



Mais Dovenon ne risque pas non plus d'oublier ce jour où il est devenu pleinement « conscient » : « Trois semaines après l'incendie, j'avais un énième employé d'agence immobilière au téléphone. Il me dit : 'Pour nous, votre contrat de travail et vos revenus sont suffisants, mais nous ne pouvons pas vous louer. Le bailleur a donné des instructions fermes : nous ne pouvons pas louer l'appartement à des personnes noires'... Cet employé m'a dit cela si froidement, comme si c'était une habitude. Ça m'a vraiment choqué ! Alors que je connais, vis et travaille avec des Luxembourgeois humanistes et accueillants, ce jour-là, j'ai violemment pris conscience qu'une autre partie de la population du pays entretient un véritable rejet des afro-descendants. »

Le 7 juillet, à bout, Narcisse lance un appel au secours en forme de vidéo sur Facebook. Un *post* largement partagé où il dénonce sa situation et la discrimination négrophobe qui pollue sa recherche de logement. Plusieurs médias s'emparent de l'affaire dont *RTL* pour qui « les discriminations racistes semblent particulièrement graves sur le marché du logement, déjà tendu au Grand-Duché ». Comme dans un film hollywoodien, tout s'arrange pour la famille afro-descendante. « Notre situation s'est débloquée grâce à la médiatisation. J'ai trouvé un logement plus, au nord du Luxembourg, à Doncols », confirme Narcisse Dovenon.

Néanmoins, pour ce père de famille, le combat n'est pas terminé : « Il s'agit de sensibiliser la population luxembourgeoise au sein de laquelle il y a beaucoup trop de clichés sur les afro-descendants. Certains Luxembourgeois qui ne nous connaissent pas généralisent des stéréotypes négatifs à notre rencontre. C'est pourquoi j'ai écrit un livre intitulé *Parcours et détours migratoires jusqu'au Luxembourg*. Un ouvrage que je vais présenter dans cinq bibliothèques du pays, de la mi-octobre au mois de décembre. »

À moyen terme...

Avant la pandémie de Covid-19, fin février, la Chambre des salariés avait déjà tiré la sonnette d'alarme, estimant que « la crise de l'habitat menace la paix sociale » et intimant les pouvoirs publics à lutter contre la spéculation, à augmenter l'offre locative et à proposer des aides plus sociales. Et, priorité des priorités, l'institution pressait les autorités pour qu'elles « s'engagent à créer plus de logements abordables ».

Un appel qui semble avoir été entendu ; à en croire le communiqué diffusé le 2 octobre par le ministère du Logement. Un investissement de plus de 550 millions d'euros a été annoncé pour créer ce type de logement abordable. Wiltz, Echternach, Mersch ou Diekirch, ainsi que Mamer, Kehlen et Dudelange sont concernées par ces projets censés « garantir durablement des prix décents et accessibles pour les générations futures ».

Selon Henri Kox, ministre du Logement, en 2024, 4 000 nouveaux logements devraient s'ajouter aux 3 600 « déjà en cours de réalisation dans 57 communes ». Prévision ministérielle optimiste pour les quatre prochaines années : porter la production de logements abordables « à plus de 1 000 unités par an ». En huit ans, c'est donc l'objectif de 7 600 logements abordables qui est visé.

« Ce sont des mesurettettes qui ne répondent pas à l'urgence de la situation ! Nous demandons un vrai plan d'urgence pour le logement pour faire face aux plus de 30 000 logements abordables manquants et aux 4 000 logements sociaux manquants », rétorque Jean-Michel Campanella, le président du Mieterschutz Lëtzebuerg. D'où l'appel, lancé par plusieurs associations (Mieterschutz, Asti, OGBL, Rise for Climate), à manifester, ce samedi 10 octobre, afin de contraindre le gouvernement à prendre des mesures à la hauteur de la crise actuelle.

Bien. Mais en attendant où vivront Elizabeth, Yarra Fortes, son mari ou cette mère qui dort aujourd'hui avec ses enfants dans une auberge de jeunesse ? ●

Nouvelle vie

●●●●○



Bâtiment daté des années 1920 et classé monument national depuis septembre 2018, la Villa Louigny, au cœur des parcs de la capitale, a connu plusieurs vies. Après avoir été le siège de la CLT, puis de RTL jusqu'en 1991, avoir accueilli l'Orchestre philharmonique du Luxembourg jusqu'en 2005, puis hébergé le ministère de la Santé, le bâtiment va, conformément à ce qui est exprimé dans l'accord gouvernemental de 2018, être dédié à la culture. Les études de faisabilité pour une rénovation douce, tenant compte des contraintes du classement, sont aux mains de l'Administration des bâtiments publics. Le ministère de la Culture a d'ores et déjà confirmé auprès du *Land* que la salle de concerts (photo : sb) retrouverait sa vocation initiale et pourrait à nouveau accueillir du public pour des

« représentations artistiques ». Le bâtiment logera aussi le siège de Kultur: LX (dont le conseil d'administration précise que la procédure de recrutement du responsable est en cours, et « annoncera sa décision au moment opportun ») et des bureaux pour les fédérations culturelles. La Villa Louigny a également vocation à devenir un lieu de création et de répétition pour les artistes dans les domaines de la danse et du théâtre. La pluridisciplinarité est finalement au cœur du projet de transformation de ce « tiers lieu culturel ». fc

Pas contents

●●●○○

Alors que l'examen du projet de loi relatif au patrimoine culturel se poursuit à la Chambre des députés (*d'Land* 02.09.2020) et que les Journées du patrimoine tirent leur révérence, l'ASBL Industriekultur-CNCI et une vingtaine d'associations et initiatives citoyennes ont manifesté dans les rues de Luxembourg samedi dernier (photo : Lampertsbierger Geschichtsfrënn, Christian Junc). Les groupes, qu'ils soient attachés à un projet ou un quartier spécifique ou qu'ils œuvrent de manière plus générale, entendaient « attirer



l'attention sur la démolition massive du patrimoine architectural qui procède à un rythme effréné » et « sensibiliser le grand public ». Ils espèrent aussi faire pression sur le débat public dans le cadre de la pétition 1 638 qui demande une protection d'office de tous les immeubles construits avant 1955. fc

HOMMAGE

Àdidi Steve

○



Il était aussi chaleureux que discret, avec toujours un mot pour chacun et un réel sens du partage. La vie culturelle luxembourgeoise – et pas seulement – a perdu, ce lundi, un de ses acteurs les plus intéressants et des plus charismatiques. Steve Kasper est décédé à l'âge de 68 ans (photo : sb). Cette triste nouvelle a suscité de nombreux hommages et réactions. « Son enthousiasme, sa fraîcheur et son esprit joueur, mais aussi critique vont nous manquer », écrit par exemple Alex Reding dont la galerie venait de consacrer une exposition aux œuvres sur papier

des années 1990. Il faut dire que l'artiste cultivait plusieurs facettes avec la même modestie et la même capacité à remettre les acquis en question. Formé à la Hochschule für Musik und Tanz de Cologne auprès du compositeur argentin Mauricio Kagel, Steve était un chercheur, un archéologue des sons, toujours à « capter les choses autour de moi, mais sans mysticisme » (relire son interview dans *d'Land* 29.05.2003). Il a ainsi expérimenté la musique, la performance, la poésie sonore, la vidéo ou la peinture. Dans ces diverses expériences, il a travaillé avec de nombreux artistes ici et ailleurs, recherchant la collaboration pour mieux apprendre et trouver de nouvelles voies : l'ensemble de musique contemporaine United Instruments de Lucilin, le violoncelliste André Mergenthaler, les danseuse Yuko Kominami et Sylvia Camarda ou l'accordéoniste Nataša Grujovic, pour ne citer que quelques noms. Avec sa silhouette menue et ses long cheveux gris, Steve Kasper était partout chez lui, dans les vernissages, les concerts ou au Vis-à-vis où on était sûr de le trouver et où il laisse une chaise vide. fc

INITIATIVES

Danser assis

●●●●○

Le discours officiel s'en soucie peu, mais pour toute une génération, le Covid-19 et les mesures sanitaires qu'il impose ruine l'insouciance de la jeunesse, ces nuits



fauves passées à discuter, boire et danser. Alors que les discothèques se sont improvisées en restos et ferment à minuit, l'excellent collectif Lagerkultur a transformé les règles en défi. Après plusieurs semaines de travaux réalisés en commun, ils ont retapé l'ancien restaurant Delicious avec sa façade saumon, sur la route principale qui traverse Sandweiler, en lieu festif rebaptisé Mall. Depuis trois semaines, on y est accueilli les samedis de l'après-midi à minuit pour des soirées de musique électro. Et ça marche ! Très discipliné, le public d'étudiants et de jeunes adultes entre masqué et écoute la musique sagement assis aux tables réservées en ligne (les récalcitrants, ceux qui n'arrivent pas à dompter leur *dancing shoes* étant immédiatement rappelés à l'ordre). Quelques néons, des plantes et de grosses basses suffisent pour faire souffler comme un vent de liberté. Un espace merchandising et un espace d'exposition complètent l'ambiance underground de l'expérience (entrée gratuite sur réservations : <http://linktr.ee/lagerkultur> ; photo : TPC). jh

Les écrivains s'organisent

●●○○○

Né dans les années 80, le LSV (Lëtzebuerg Schrëftstellerverband) avait fait long feu il y a quatre ans, après des conflits internes. Il fallait une relève à la génération des Manderscheid, Braun et consorts et c'est ainsi que vient de naître l'association A:LL Schrëftsteller*innen, forte d'une vingtaine de premiers noms, dont Jean Back, Ulrike Bail, Tullio Forgiarini, Gast Groeber, Samuel Hamen (Président), Susanne Jaspers, Francis Kirps, Claudine Muno (Trésorière), Anne-Marie Reuter, Nathalie Ronvaux (Vice-Présidente), Jeff Schinker (Secrétaire), Elise Schmit ou Ian de Toffoli (c'est l'ordre alphabétique qui est choisi par l'association). Leur but est de pousser à une amélioration du statut de l'écrivain au Luxembourg et une meilleure reconnaissance aux points de vue politique, social, juridique et artistique. Pour devenir membre, il faut exercer une activité régulière en rapport avec l'écriture (participer à des lectures, des ateliers de slam...) et avoir une « carrière en voie de professionnalisation ». Il n'est pas indispensable d'avoir déjà publié (www.allschreftstellerinnen.info). fc

Le cachet de la poste faisant foi

●●●○○

L'objectif de Sepac (Small European Postal Administration Cooperation) dont le Luxembourg est membre, est

de promouvoir la philatélie et d'assurer la pérennité du timbre-poste face aux autres moyens d'affranchissement postaux. Ce sont généralement des lieux historiques et touristiques qui servent d'illustration à ces timbres. Mais cette année, pour le thème « œuvres d'art d'une collection nationale », le Luxembourg a choisi une œuvre contemporaine : *Many Spoken Words* de Su-Mei Tse (collection Mudam). La reproduction est plutôt réussie et la typographie fait honneur à l'artiste et au titre. Le timbre n'est pas plus cher que les autres (0,80 euro), c'est donc une belle occasion de mettre de l'art dans nos courriers. fc



Publication



●●●○○

Le centre de documentation des artistes luxembourgeois n'existe pas encore (*lire l'interview de Sam Tanson dans le présent supplément Musées*), mais les futurs chercheurs pourront compter sur les nombreuses publications qui voient le jour autour des artistes contemporains. Dernière en date, *PFH**, catalogue et extension de l'exposition éponyme de Karolina Markiewicz et Pascal Piron qui s'est tenue ce printemps au Centre national de l'Audiovisuel (qui en est l'éditeur). PFH, c'est, selon une approche pessimiste ou optimiste, le « putain de facteur humain » ou le « précieux facteur humain ». Ces deux cas sont les deux facettes

humaines qui se confrontent et se nourrissent mutuellement dans une dialectique toujours renouvelée. Alors que l'exposition englobait le visiteur dans une sorte de tunnel où tous les sens étaient sollicités (images de synthèse, expérience VR, musique, peinture, film, textes, documentaire...), le catalogue, malgré de nombreuses images, prend du recul théorique intéressant avec des contributions variées de philosophe, psychanalyste, historien de l'art ou spécialiste de la VR. fc

Charlotte forever

●●●●○

Dernière ligne droite cette semaine pour le montage de l'exposition *Charlotte Posenenske: Work in Progress* qui commence au Mudam le 10 octobre (photo : sb). L'artiste allemande (1930-1985) bénéficie d'une importante rétrospective qui prouve l'importance de son travail, pourtant méconnu, dans l'histoire de l'art, ce qu'illustre parfaitement le titre, plaçant cette œuvre dans la continuité. L'exposition retrace la carrière de Charlotte Posenenske sur une période de douze ans (1956-1968), avant qu'elle ne se détourne de la création artistique pour étudier la sociologie du travail, constatant, à regret que « l'art ne peut pas contribuer à résoudre les problèmes sociaux urgents ». Alternant sculpture, dessin et peinture, l'œuvre souligne l'esprit ouvert, faisant écho aux préoccupations socio-économiques de son époque et court-circuitant le marché de l'art. Depuis ses premières expérimentations en dessin jusqu'aux sculptures modulaires, dont une recreation de *Drehflügel Serie E* destinée à être manipulée par les visiteurs, ce travail est à (re)découvrir jusqu'au 10 janvier 2021. fc



ARTS PLASTIQUES

Un faux romantique

Marianne Brausch

Il en est de la peinture de Grégory Durviaux comme des vues de Naples du 19^e siècle, avec l'éruption du Vésuve. Où l'on voit des personnages élégants déambuler le long du front de mer napolitain, tandis qu'au loin, des flammes rougeoyantes décorent le ciel azur. Le moment d'insouciance est une illusion esthétique.

Parmi les références stylistiques de Grégory Durviaux, on citera le peintre suisse Félix Vallotton (1865-1925), dont il poste souvent des mèmes (du grec *mimésis*, imitation) sur un réseau social populaire. Vallotton peignait des intérieurs et des paysages, suggérés plus que réalistes. Cela va bien aussi à Grégory Durviaux, qui cultive cette distanciation. Ou plutôt cultivait : comme dans ses précédentes expositions à l'espace Project Room de la galerie Nosbaum Reding, dont on peut encore voir la facture ici, dans *Les vendanges* et *Les moissons*, des huiles et acryliques sur fond aluminium de respectivement 2018 et 2019.



Vue de l'exposition avec Ernst Haeckel de retour à Sainte-Lucie, 2020

Grégory Durviaux. Une phrase entière en guise de titre, paradoxal, pour ces peintures de 2019-2020.

Parmi ces tableaux il s'en trouve un qui fait la transition formelle avec la « manière » antérieure de Grégory Durviaux, *Virus-Virum-Vivarum*. Une œuvre quasi abstraite, dont le titre vaut explication, comme la phrase-titre de l'exposition. C'est une allusion à un film critique de la société de consommation de 2019, qui se charge elle-même de détruire l'idée de bonheur des protagonistes. Pour en revenir à la peinture de Grégory Durviaux, un réseau mi-organique mi-végétal prend le dessus sur le devant du tableau, sur une sorte de paysage alpestre gris ; le fond bois, allusion à la nature, est laissé nu, tel un ciel vide.

Grégory Durviaux nous livre ici sur le même mode, mi-peint mi-vierge, des scénettes à la fois savoureuses et grinçantes, comme autant de petits contes cruels. Lui qui est né à Bruxelles en 1975 et qui se partage depuis longtemps entre la Belgique et le Luxembourg, a peint un plat de porcelaine, au décor luxembourgeois à la brindille emblématique, porté sur son dos par une tortue. C'est *Déckelschmouk*. Dans la mythologie indienne, la tortue porte le Monde et au Japon, elle porte bonheur. On peut donc suggérer que cet animal préhistorique qui a traversé le temps jusqu'à nous, aidera à recoller les morceaux. Juste

à côté, le hérisson *Eiris* est installé tel un œuf dans son coquetier, émergeant d'un ballon de rugby.

Sauf qu'il ne faut pas shooter comme dans un ballon dans les piques du petit mammifère, ou posséder une voiture de luxe, au risque de voir s'abattre sur elle un nouveau genre de Plaie d'Égypte. Le reste de la production, comme celle de tant d'artistes qu'on dira peut-être un jour « de la période Covid-19 », fustige la maltraitance animale (*Noé dans les villes*), ou fait le rapprochement formel entre les ailes de papillon et une éolienne (*Dommage collatéral*). Sauf que celle-ci broie menu le coléoptère.

Derrière le titre mystérieux *Ernst Haeckel, de retour à Sainte-Lucie*, il est une espèce de colibris, dits colibris porte-épée. Sauront-ils se débarrasser des pile, fourchette en plastique, boîte de conserve et masque chirurgical butinés en guise de nectar ? Voici en tout cas un art de l'illusion enchantée et désenchantée. ●

Je ne peindrai plus de fleurs vu que l'homme a mangé la terre de Grégory Durviaux est à voir jusqu'au 17 octobre à la galerie Nosbaum Reding, 4 rue Wiltheim à Luxembourg-ville. www.nosbaumreding.lu

MUSIQUE CLASSIQUE

Concert en contrastes

José Voss

De concert en concert, le patron de l'Orchestre Philharmonique du Luxembourg affiche son souci de renouveler le répertoire de sa formation, tout en redonnant une jeunesse à des pages dont l'intérêt risque de sémousser au fil d'interprétations dangereusement routinières. Or, peut-on rêver plus splendide leçon d'orchestre que celle qu'il administra, le 2 octobre dernier ? Une fois de plus, en effet, le Grand d'Espagne aura réussi son pari : emmener, il est vrai avec le concours d'un pianiste hors pair, l'Orchestre maison et, avec lui, le public poivre et sel de la Philharmonie, vers des cimes grisantes d'émotion.

De tous les compositeurs du XX^e siècle, Schönberg est sans doute celui qui suscita le plus de malentendus et de controverses. « Ma musique n'est pas moderne, c'est juste qu'on la joue mal », déclarait, pour sa défense, le premier de cordée du sérialisme, lui qui considérait que l'abandon de la tonalité était une étape inévitable. Cela dit, *La Nuit transfigurée*, donnée en lever de rideau, sans

doute son œuvre la plus populaire, appartient à sa période encore « tonale ». De cet ouvrage chambriste, écrit à l'origine pour sextuor à cordes, le compositeur réalisa, à deux reprises, une transcription pour orchestre. Le chef ibérique a opté pour celle de 1943.

La Nuit (1899) constitue, ni plus ni moins, l'indépassable sommet du postromantisme en même temps que son irrévocable congédiement. Dans cette partition de pionnier, s'inscrivant dans la Vienne d'entre deux siècles, richement drapée, tour à tour sourde et sonore, et dont les tensions harmoniques suscitées par l'inclusion d'éléments diatoniques dans l'univers chromatique ont de quoi effrayer plus d'un chef, l'auguste maestro se montre en terrain familier. Fidèle à la recommandation de Schönberg qui concevait sa *Nuit* comme « musique pure », l'insigne pétrisseur de la matière sonore qu'est le patron attiré de l'OPL débarrasse l'œuvre de tout ballast pâteux, de toute scorie guimauve, pour mieux mettre en

avant l'intensité de l'expression, alliée à un sens des couleurs subtilement dosées.

Il est le prototype du virtuose. En quête de dépassement, il pousse le perfectionnisme jusqu'à voyager dans le monde entier en trimbalant avec lui son propre piano Steinway. Il est Polonais. C'est un merveilleux pianiste qui, à 19 ans, fut lauréat du fameux Concours Chopin de Varsovie

Quand, à la tête de l'OPL, Gustavo Gimeno confronte Beethoven avec Schönberg

– Chopin, auquel, d'ailleurs, il ressemble étrangement. Il ne se produit qu'au compte-goutte, ce qui fait que chacune de ses apparitions est un événement. Cela fait belle lurette qu'il est entré dans la légende du piano, et que son nom sur l'affiche est gage d'excellence. J'ai nommé Krystian Zimerman.

Buste altier, tête légèrement inclinée vers l'arrière, carrant les épaules, yeux mi-clos, il attaque, après la pause, le *Concerto n° 3*, le premier « grand » concerto de Beethoven, tant il se caractérise par une foisonnante invention imaginative, tant il recèle des trésors de jouissances. Inutile de dire que les « pianophiles » présents dans la salle avaient pour lui les « yeux de Chimène »... sans parler des oreilles. Ne se contentant pas de « faire les notes » impeccablement, il fait preuve, dans cet opus magistral, d'esprit et d'inspiration, d'âme et d'intuition, le tout sans maniérisme, la tendre délicatesse des timbres et la légèreté toute viennoise du trait restituant la grâce et le lyrisme naturel de

ce concerto à la faveur d'un chant ailé d'une infatigable beauté. Comme dans le *Largo* au charme envoûtant, où, de sa voix très pure, d'une profonde ferveur, le piano, brochant tel une harpe sur un chant partagé entre flûte et basson, et avec juste ce qu'il faut de rubato pour être enjôleur sans être racoleur, nous entraîne littéralement au paradis.

Une approche intimiste, chambriste pourrait-on dire, qui tend à rapprocher l'œuvre du 4^e *Concerto*. Ce qui n'empêche pas le soliste de rivaliser avec toute la masse sonore de l'orchestre, dans un dialogue d'égal à égal, développé en parfaite connivence avec un OPL que son leader galvanise de main de maître par le truchement de son alter ego, le Konzertmeister Philippe Koch. Suit une chaleureuse ovation, à laquelle « Krystian le Magnifique » ne daigna pas - et ce fut là, sans doute, le seul regret de la soirée - répondre par un bis, par exemple, de son compatriote Chopin, dont on sait, par ailleurs, qu'il est un interprète remarquable. ●

KINO

Der falsche Priester

Das polnische Kino gelangt beständig zu größerer internationaler Aufmerksamkeit: Pawel Pawlikowskis Filme *Ida* (2013) und *Cold War* (2018) waren weltweite Erfolge. Jan Komasa's neuer Film *Corpus Christi* ist das jüngste Beispiel in dieser Reihe; der Film gewann bei den polnischen Filmpreisen fünfzehn von zwanzig möglichen Auszeichnungen und wurde auch für den Oscar in der Kategorie des besten fremdsprachigen Films nominiert. International lief er auf mehr als sechzig Filmfestivals, darunter auch im Rahmen des *CinEast* vergangenen Jahres.

Corpus Christi ist ein Verwirrspiel, in dem die Identität eine Frage der (Ver-)Kleidungen ist: Ob er nun im Gefängnis zum Glauben gefunden hat, weiß der zwanzigjährige Daniel (Bartosz Bielenia) noch nicht recht. Er legt mehr aus einer Laune heraus das Priestergewand um. Bei seiner Entlassung versichert ihm der Gefängnispaten Tomasz (Lukasz Simlat) jedenfalls, dass Straftätern der Zugang zum Priesterseminar versagt ist. Daniel soll fortan in einem Sägewerk arbeiten, doch als er, in die Soutane gehüllt, für einen Priester gehalten wird, entscheidet sich Daniel, seine Wiedereingliederung in die Gesellschaft in der Rolle des Geistlichen zu verwirklichen. Die knappe Inhaltsangabe könnte einen dazu verleiten, *Corpus Christi* als Komödie aufzufassen. Wohl hat Regisseur Jan Komasa (*Suicide Room*, 2011; *Warschau '44*, 2014) seine Geschichte mit komödiantischen Elementen versehen, sie aber so sparsam und klug dosiert, dass der Film nie eine Komödie oder gar eine Parodie auf orthodoxe Praktiken geworden ist. Im Besonderen ist *Corpus Christi* eine Charakterstudie. Komasa's Film handelt vom Widerspruch, vom Gefangensein im Zwischendrin, und der Film entwickelt sein Thema am Beispiel des jungen Daniel: Bartosz Bielenia spielt ihn charismatisch und zurückhaltend, als zögernden, introvertierten Sinnsucher, dem die stürmische Energie eines Jugendlichen noch nicht ganz abhanden gekommen ist. So begegnet er auch seiner Kirchengemeinde: unorthodox, aber aufrichtig.

Der Schauspieler Bartosz Bielenia trägt diesen Film auf besondere Weise, sein Ansatz ist der des Spiels im Spiel. Sein äußeres Erscheinungsbild ist fern von der Vorstellung eines Würdenträgers: Sein kahler Schädel, die knochenbetonten Gesichtszüge sowie der kräftige Körper schicken seine schuldbeladene Vergangenheit bereits voraus, und seine strahlend blauen Augen, sein stechender Blick lassen die Abgründe erahnen, die sich

hinter diesem jungen Mann verbergen. Dass diese Augen viel Böses erlebt haben, ist beinahe offenkundig – die Anfangsszene, die Daniel als Aufpasser bei einer Gefängnisprügelei zeigt, wirkt in ihrem Expositionscharakter beinahe redundant, so sehr wirkt der Hauptdarsteller mit seiner rein physischen

Schauspieler Bartosz Bielenia trägt diesen Film auf besondere Weise, sein Ansatz ist der des Spiels im Spiel



Bartosz Bielenia, der falsche Priester

Präsenz. Seine neugewonnenen, aber trügerischen Zeichen des Glaubens eilen ihm ebenso voraus wie die seines möglichen Misslingens. Jan Komasa achtet auf die Undurchsichtigkeit des Handlungsverlaufs, und so ist niemals eindeutig zu bestimmen, wohin diese Reise führt – wird sie im Chaos oder in der Erlösung enden? Und: Sind Daniels Gottesdienste wahrhaft aufrichtig oder lediglich eine Vorspiegelung von Gemeinschaft zum Zwecke des eigenen Vorteils? *Corpus Christi* wirft seiner modernistischen Haltung entsprechend mehr Fragen auf, als er Antworten gibt. In letzter Konsequenz kann sich der Moment der Gnade, der erhofften Erlösung, dann auch nicht auf der Leinwand ereignen, er liegt vielmehr bei den Zuschauern, zwischen ihren Blicken und denen des jungen Daniel. Komasa verwandelt den Kinosaal sozusagen in eine Art Beichtstuhl. Die Frage, ob der falsche Priester in seiner Rolle am Ende auffliegt, ist denn auch nicht mehr so gewichtig. Viel wesentlicher steht da die Erkenntnis, dass in der Welt eines Weges zur Glaubensfindung oder sogar einer Rettung vielleicht darin liegt, zueinander Vertrauen zu fassen. ● Marc Trappendreher

FESTIVAL

Un CinEast hybride

Le début de l'automne coïncide, chaque année, avec l'ouverture du Festival CinEast (8-25 octobre 2020) et son lot de films, courts et longs, issus d'Europe centrale et orientale. Pour cette saison évidemment très particulière, les organisateurs ont dû s'adapter aux conditions sanitaires comme aux conditions de projection exceptionnelles imposées par l'épidémie. Cette treizième édition de la manifestation luxembourgeoise sera donc hybride, les traditionnelles projections en salles en jauge restreinte (Cinémathèque, Ancien Cinéma, CNA, Ciné Utopia...) alternant avec des modalités de diffusion en ligne via la plateforme mise à disposition sur le site du festival (cineast.eventive.org). La formule reste cependant la même dans son contenu. Le jury international, présidé par le cinéaste polonais Tomasz Wasilewski dont le film *United States of Love* (2016) avait obtenu l'Ours d'Argent du meilleur scénario à la Berlinale, aura charge de primer l'un des huit films en compétition officielle : *Drita* de Daniel Kruglikov, *Charlatan* de Agnieszka Holland, *Father* de Srđan Golubović, *Mare* de Andrea Štaka, *Otto the Barbarian* de Ruxandra Ghițescu, *Servants* de Ivan Ostrochovský, *Spiral* de Cecília Felméri, *Stories from the Chestnut Wood* de Gregor Božič. Les différents prix du festival (jury international, presse, public) seront remis en soirée le samedi 24 octobre.

Impossible d'échapper aux nombreuses animations qui donnent au festival sa dimension festive : gastronomie, concerts, débats...

À côté des films en compétition figurent de nombreuses autres séances qui font la richesse du Festival CinEast. Parallèlement à l'exposition photographique *Planting the Future. Our planet and societies at a crossroads*, installée jusqu'au 27 octobre à Neimënster, le thème de l'écologie sera décliné dans un Cinécycle de onze films interrogeant notre mode de production capitaliste, parmi lesquels *Stalking Chernobyl* de Iara Lee, *Eden* d'Ágnes Kocsis ou encore *Acasa, My home* de Radu Ciorniciuc. La créativité des courts-métrages sera mise à l'honneur au sein de trois ensembles répartis par genre : Marathon de courts-métrages de fiction, de courts-métrages documentaires, et ds courts-métrages d'animation. La rubrique Cinéfocus se traduira par un hommage à la cinématographie hongroise, par un focus important sur le prolifique cinéaste macédonien Milcho Manchevski, dont on pourra notamment découvrir le dernier long-métrage, *Willow*, mais aussi sur le parcours de l'actrice Alexandra Borbély, à l'affiche de *Spiral* et de la comédie noire *Comrade Drakulich*, projetée en ouverture du festival ce jeudi, et de la productrice Hanka Kastelicová, à laquelle on doit *Acasa, My Home* et *Collective* d'Alexander Nanau. Pour la première fois deux fictions de Biélorussie seront présentés au cours d'une soirée spéciale (le 14 octobre à 18h30 à Neimënster), pays dans lequel les manifestations civiles ne désemploient pas malgré la sévère répression menée par le dictateur Loukachenko. Impossible d'échapper par ailleurs aux nombreuses animations qui donnent au festival sa dimension festive : les ciné-débats abordant des sujets importants tels que la corruption parmi les pays de l'Est, l'environnement, les modes de vie alternatifs ; les cinégastronomies maintenues les 9 et 23 octobre, sans oublier les quatre concerts programmés au Melusina en ouverture (Canarro Live & DJ Simon) et clôture du festival (Branko Galoić Trio), aux Rotondes (Toldi Mike & DJ Heincha) ainsi qu'à Neimënster (Apero Jazz avec HeFi Quartet le 25/10). Voilà de quoi réchauffer le mois d'octobre ! ● Loïc Millot

CinEast jusqu'au 25 octobre. Programmation complète et horaires : www.cineast.lu/2020

THÉÂTRE

Revitalisante déambulation

Godefroy Gordet



La pièce s'attaque à un sujet peu abordé : la sexualité des aînés

Quel prétexte dramaturgique pourrait nous faire déambuler dans les artères d'un théâtre en y repensant son existence, son utilité sociale, la fonction de son cadre physique, la réexploitation du lieu en tant que tel ? À quelques années à peine de la mise en retraite des derniers baby-boomers, il est vrai qu'il est temps de s'interroger sur le sort de nos « vieux », aujourd'hui les premières cibles des épidémies de masse, et demain soumis à l'égide d'une « seniorerie » – entendez « Ehpad » – comme « Les Capucins », celle qu'imaginait Renelde Pierlot et son équipe, logée dans les murs du théâtre d'Esch, dans l'un des trois parcours de *Voir la feuille à l'envers*.

Montré d'abord en triptyque aux théâtres des Capucins en février 2019, *Voir la feuille à l'envers* est le fruit d'une profonde investigation autour de la sexualité d'individus marginalisés voire exclus de ce « bienfait naturel ». C'est aux personnes handicapées, âgées et incarcérées qu'on donne la parole ici, essayant de déceler – dans un monde où l'hypersexualisation règne en maîtresse de

mœurs et coutumes visuelles, auditives, gustatives ou tactiles – le déni qui gravite autour de la sexualité de ces personnes-là. Ici à Esch, dans le cadre de l'ouverture de la saison, ce n'est malheureusement que d'un des parcours dont nous avons pu jouir, celui mettant en scène les personnes âgées – il vous faudra juger les autres par vous-même.

Dans cette déambulation théâtrale, nous suivons les témoignages recueillis auprès de nos aînés, dans une mise en scène bariolée, teintée de touches appartenant au spectacle de rue, à la marionnette, ou au cinéma. Une dimension étonnante pour un spectacle au récit brutal, marquant une prise de conscience des désirs refoulés et des conditions d'intimité de ces oubliés.

Ainsi, *Voir la feuille à l'envers* porte doublement bien son titre, rappelant premièrement l'expression érotique qui en découle – couché sur le dos au pied d'un arbre, l'un des amants voit l'envers de ses feuilles – et puis c'est aussi « retourner le débat », parler

de ce qui est au verso, les dernières lignes de l'explication, sur lesquelles on ne s'attarde pas... Car oui, la sexualité a la fâcheuse tendance à être associée aux personnes jeunes, en forme, et avides de découvertes. Et pourtant, comme il est dit ici, à tout âge on peut « revivre », se « redécouvrir ».

Cependant, si les thématiques abordées sont sérieuses, elles sont traitées avec distance et amusement, laissant au premier degré le sous-texte, quand le second attaque grassement nos zygomatiques. On rit franchement, dans cette déambulation rythmée par un duo comique proche des légendes du modèle associant le clown blanc à l'auguste. Eux, sont d'affreux entrepreneurs du secteur du troisième âge – ou « grand âge » dit-on aujourd'hui –, enrichis par les « quatre fois vingt », parlant d'« humanitude » pour dissimuler leur inhumanité – quoiqu'inconsciente –, lançant en cœur des paraboles comme « être au cœur du carrousel de la vie est le meilleur moyen de rester éternellement jeune », ou « Un homme debout, est un homme debout », nous remémorant le Docteur Doxey, dessiné par Morris dans sa série *Lucky Luke*, ou bien d'autres discours que sont ceux des charlatans et escrocs à la petite semaine.

« Vivre c'est résister ! » ajoutent-ils comme fière conclusion à l'une de leur présentation. Si la phrase n'était pas caricaturée par le contexte dans lequel nous plonge le spectacle, elle serait néanmoins forte de symbole, dans un monde plongé dans les alertes rouge ou maximale, les fermetures, restrictions ou obligations. Mais, si le spectacle n'a pas été écrit pour parler de cela, il fait sonner quelques contextualisations fortes de sens, comme lorsqu'on nous parle d'un futur partenariat, de la maison de retraite qu'on est en train de visiter, avec Esch2022... C'est potache, mais ça sert autant à divertir qu'à faire réfléchir.

Enfin, aussi terrifiant et glauque que rayonnant d'humour et de caricature bien construite, ce tiers de *Voir la feuille à l'envers*, dégusté au Théâtre d'Esch, nous a pleinement rassasiés. Et si le spectacle accuse quelques pertes de rythme, ou des blagues qui tombent à l'eau en un « plouf », c'est aussi ça le spectacle vivant... Le public n'est jamais le même, parfois plus exigeant qu'un autre, mais en tout cas toujours là, même après le matraquage médiatique. Mais fichtre ! Quelle performance que de jouer avec tout l'attirail sanitaire, côté scénique comme technique. L'équipe entière est responsable de notre changement d'état : arrivé fatigué, reparti réveillé. Car, en bref, *Voir la feuille à l'envers* est surtout vitalisant. ●

BINGE WATCHING

Am Abgrund

Marc Trappendreher

Der Sender HBO gilt weithin als zentraler Akteur in der Geschichte des Fernsehens, der den Wendepunkt zum *Quality TV* – der Begriff ist durchaus umstritten – maßgeblich mitbestimmte. Im Gegensatz zu herkömmlichen Fernsehserien wird HBO von seinen Abonnenten finanziert und unterliegt so auch nicht den Vorschriften der Zensurbehörden. Streaming-Dienste wie Netflix oder Amazon Prime sind dem Beispiel gefolgt. Diese Qualitätsserien zeichnen sich gegenüber frühen Fernsehproduktionen durch aufwändigere Inszenierungen, komplexere narrative Strukturen und durch bekannte Schauspieler/innen und Regisseur/innen aus, die somit zu einem reiferen, anspruchsvolleren Fernsehangebot beitragen sollen. Der lang genutzte Werbespruch „It's not TV. It's HBO“ trifft den Punkt: HBO versteht sich aufgrund dieser Alleinstellungsmerkmale als deutlich prestigeträchtiger als das reguläre Fernsehen. Das trifft auch in besonderer Weise auf die 2014 gestartete Serie *True Detective* zu: 1995 führt die Entdeckung der Leiche einer Prostituierten in mysteriöser Gebetshaltung die beiden Ermittler Rust Cohle (Matthew McConaughey) und Martin Hart (Woody Harrelson) in ein Netz, das bis in die Strukturen hoher Machthaber der Politik und der Kirche Louisianas reicht. Die Handlung ist über drei Zeitschienen der Jahre 1995 – 2002 – 2012 strukturiert, die mittels Vor- und Rückblenden ineinander gearbeitet sind.

Diese komplexe narrative Struktur entstammt der Feder von Romanautor Nic Pizzolatto, der eine Miniserie konzipierte, die einem Film gleicht, der sich auf 480 Minuten in acht Folgen ausbreitet. Gestützt durch die Regie Cary Joji Fukunaga lässt *True Detective* die Grenzen zwischen Film- und Serienerlebnis diffus werden. Die Besetzung prominenter Schauspieler, die man eher aus Kinoproduktionen kennt, hat an dieser Wirkung ebenfalls Anteil: Woody Harrelson und Matthew McConaughey wurden effektiv gegenbesetzt. Harrelson spielt Martin Hart, einen geselligen Familienvater, dem mit Rust Cohle ein angespannter, eigensinniger Partner zugeteilt wurde. Dieser Cohle ist ein augenscheinlicher nihilistischer Misanthrop, der gerne über die Nichtigkeit der menschlichen Existenz philosophiert, seine Gedanken sind als Kommentar, der sehr

Die komplexe narrative Struktur von True Detective entstammt der Feder von Romanautor Nic Pizzolatto

von der sanft-einhüllenden Stimme McConaugheys profitiert, über die Bilder gelegt. Harrelson und McConaughey entwickeln die Rollen zu einem Psychogramm zweier gebrochener Männer, denen keine stabilen Beziehungen mehr gelingen wollen, auch nicht zu sich selbst. Allein das Verbrechen bindet und das lässt, wie für den Krimi typisch, beide Männer tief in die Abgründe menschlicher Triebe blicken. Das zeigt sich allein schon an der

rituellen Herrichtung des Opfers und dem mit mythischen Subtexten unterlegten Tatort – in dieser Neukombination von Versatzstücken aus mythischen Kontexten mit neuen, modernen Krimigeschichten liegt ein zentraler und wirkungsmächtiger Spannungsfaktor von *True Detective*.

Die visuelle Ästhetik der Serie, insbesondere die dramatisierende Nutzung von Landschaften, war maßgebend für viele weitere Krimifilme und -serien. Von der spanischen Produktion *La isla mínima* (2014) zu dessen Remake *Freies Land* (2019) von Christian Alvarts bis zu der luxemburgischen Serie *Capitani*. Immer wieder fliegt die Kamera von Adam Arkapaw über die düster aufgeladenen Landschaften von Louisiana: verfallene Gebäude und herabgekommene Schuppen, sumpfige Küstenmärsche, grell-grüne Mangrovenwäldern und qualmende Schornsteine einer desolaten Raffinerie. Die Intro-Sequenz verdichtet diese Bildmotive mit einem nahezu hypnotischen Song *Far From Any Road* des Musikerpaars *The Handsome Family*, zu einer Sogwirkung, die eindringlich in ihren Bann zieht. Die Serie wurde seitdem um eine zweite und dritte Staffel erweitert, diesmal mit Colin Farrell und Vince Vaughn mit dem Schauplatz Los Angeles oder noch mit Mahershela Ali oder Stephen Dorff in Arkansas, ohne dabei aber annähernd die Qualität der ersten Ausgabe aufrechtzuerhalten. ●

Auf Bluray und DVD verfügbar



Matthew McConaughey

Improvisationen enttäuschter (National-)Identität

Anina Valle Thiele

Mit *Bal: Pride and Disappointment* sezieren Simone Mousset und Lewis Holt das Motiv der „Enttäuschung“ im physischen Ausdruck, im Klangexperiment und als Reise durch eine Geschichte von der Nation

Welche Formen kann Enttäuschung annehmen? Anknüpfend an die erste Produktion *Bal 2017*, die erst großen Stolz und später große Enttäuschung auslöste, zeigen Simone Mousset und Lewys Holt Facetten der Enttäuschung als physische Manifestation, (De-)Konstruktion nationaler Narrative und auf der Klangebene in einer offenen Probe im Escher Theater.

sisich ausgedrückt, zum anderen auf nationale Narrative und bezogen und schließlich auf einer Gesang- und Klangebene. Es sind erste Ideen, die die Tänzerin und der Tänzer in einer offenen Probe im Studio des Escher Theaters präsentieren – eine Werkstattaufführung, die Einblicke in den Entstehungsprozess des Stücks bietet. Mit Überlegungen, die noch am Anfang stehen und die die

ße, privilegierte Künstler aus Westeuropa, und daher kommen wir eben auch darauf; also unser fiktives Land ist schon von den Kühen und den Wäldern dort irgendwo verortet.“ Humor und Selbstironie, die schon in der ersten Produktion von *Bal* das Stück charakterisierten, schimmern auch hier durch. Etwa, wenn die beiden sich darüber zanken, ob es nun vier oder fünf Kühe (Joss – Josiane; Claude – Claudine) sind. Am Ende des zweiten tänzerischen Entwurfs steht die Frage, was den Wald zerstört hat. Ein großer Sturm? *Bal* kann ein Land sein oder ein folkloristisches Märchen.

Der dritte choreografische Entwurf testet Enttäuschung auf der klanglichen Ebene aus. Am Anfang stand die Idee, mit Alberto Ruiz Soler eine Nationalhymne zu komponieren, die enttäuschend ist – auf welchem Niveau auch immer. Angenommen, man wäre nicht stolz auf sein Land, wie könnte dann eine Nationalhymne klingen? „Was wäre, wenn ‚disappointment‘ ein nationales Ziel wäre und nicht (National-)Stolz?“, wirft Simone Mousset in den Raum.

Zum Entstehungsprozess von *Bal II* gehört nicht nur der choreografische Blick von außen, auch das Publikum durfte sich bei der offenen Probe im Escher Theater einbringen. In der Publikumsdiskussion wird klar: *Bal* – auf Lëtzebuergesch „fast“ ist noch immer eine Utopie. Was das Publikum mit nationaler Enttäuschung verbindet: Überhöhte Hauspreise, Fremdschämen, der Ausgang des Referendums ums Ausländerwahlrecht, oder wie die deutsche Punk-Band Polkahontas ihre Ablehnung der Nation auf den Punkt bringt: „Deutschland muss sterben, damit wir leben können.“ Es zeigt sich, dass sich die scheinbar gegensätzlichen Begriffe „Stolz“ und „Enttäuschung“ bei genauer Betrachtung in ihrer Dichotomie auflösen.

Die Entwürfe in *Bal II* hinterfragen Nationalidentität(en) aus neuen Perspektiven, indem die Brücke zwischen Tanz und Gesang geschlagen wird. „Der Nationalmythos, aber auch Folklore ist etwas, was oft mit nationaler Identität zusammengebracht wird. Diesen Link zu bewahren, im ersten wie im zweiten Stück, das ist der Kern der Frage“, so Mousset.

Das Stück ist ein *Work in progress*: Fünf Wochen, davon zwei Wochen im Februar und drei im Juni, wird es noch brauchen, um *Bal: Pride and Disappointment* zu vollenden. – Das Ganze unter der Begutachtung dreier Choreografen: Anne-Mareike Hess, Inari Hulkkonen und Thomas Schaub. So entsteht die Produktion sukzessive wie ein Puzzle, als sich wandelnde (Neu-)Erfindung. ●



„A kind of process and zero start“

Illusionen zu schaffen, um sie wieder zu zerstören wie zerplatzende Seifenblasen, erscheint als ein zentrales Thema von *Bal*. Bereits die erste Choreografie Simone Moussets, die sie gemeinsam mit Elisabeth Schilling im Merscher Kulturhaus aufführte, sorgte für Aufsehen (*d'Land*, 05.05.2017). Denn die beiden Schwestern, die in den Sechzigerjahren in Luxemburg ihre eigene Tanzkompanie gegründet und den modernen Tanz revolutioniert haben sollen, hat es in Wahrheit so nie gegeben.

Mit *Bal: Pride and Disappointment* verfolgen Mousset und Holt das Motiv der „Enttäuschung“ weiter und sezieren es künstlerisch. In drei verschiedenen Ansätzen oder Stimmungen („3 Moods“) zeigen sie Enttäuschung einmal phy-

beiden nach einer ersten Brainstorming-Phase mit dem Publikum teilen. „A kind of process and zero start“, wie Mousset zu Beginn dem Publikum erklärt. Zu tragisch-verblüfften „Oh no!“-Ausrufen sacken die Tanzenden auf der kleinen Bühne zusammen und halten sich den Kopf. Es sind unterschiedliche Formen der Enttäuschung, die sie physisch improvisieren. In der zweiten Präsentation, dem *Storytelling*, präsentieren sie eine Tour durch ein fiktives ländlich geprägtes westeuropäisches Land, das reich an Naturressourcen ist. Sie schaffen malerische Bilder von Wäldern, Kühen, Seen, sodass sich jeder Luxemburger darin wiedererkennen kann. Laut Simone Mousset geht es bei *Bal* jedoch nicht unbedingt um Luxemburg, sondern um ein fiktives Land. Es sei aus ihrer westeuropäischen Perspektive entstanden: „Wir sind zwei wei-



Le Grand-Duché de Luxembourg n'a jamais été une puissance coloniale, mais il fut largement associé à la politique coloniale de la Belgique. De nombreux Luxembourgeois partirent s'installer au Congo belge entre 1880 et 1960. Missionnaires, ingénieurs, commerçants, artisans et même fonctionnaires coloniaux, ils participèrent en grand nombre à la colonisation en Afrique centrale.

Dans la première monographie consacrée à l'aventure coloniale luxembourgeoise au Congo, l'historien Régis Moes retrace l'histoire des colons luxembourgeois et analyse leur statut légal au Congo belge, la composition socioprofessionnelle de leur groupe, mais aussi la propagande coloniale faite au Grand-Duché.

Cette colonie qui nous appartient un peu
La communauté luxembourgeoise au Congo belge 1883-1960

Ce travail de recherche de 438 pages illustrées, primé meilleur mémoire de Master 2 par la Fondation Robert Krieps en 2010, vient d'être réédité et est à nouveau disponible en librairie au prix de 35 euros ou sur Land.lu

MUSIQUE LIVE

Une soirée un peu trop paisible

La salle Robert Krieps tarde à se remplir. D'ici quelques minutes, le coup d'envoi de la soirée sera donné et pourtant les irréductibles groupes de fumeurs postés à l'entrée ne s'engouffreront à l'intérieur qu'au dernier moment. Les personnes déjà installées papotent tandis qu'une voix pré-enregistrée dicte les consignes de sécurité. Le masque est de rigueur pour les membres de l'audience. Manches retroussées et casquette vissée à l'envers, Damiano Picci alias Mudaze est éclairé par plusieurs spots. Face à lui, un public plutôt hétéroclite. Les retardataires entrent à pas de loup. La première partie électronique commence alors. Le talent et la bonne volonté de Mudaze, ancien du Conservatoire de Luxembourg, ne font aucun doute. Son double background, classique et électronique, fait qu'il est à l'aise dans cette configuration resserrée. Mais sa musique hybride, faite de drops et de boucles pitchées, peine à convaincre un public encore peu réceptif. Le cadre n'aide évidemment pas. On aimerait se mouvoir ou boire un verre en discutant sur un sympathique fond sonore. Hélas, le contexte nous oblige à rester de marbre face à Mudaze sur ses platines.

Après une petite révérence, la première partie quitte la scène, sous de timides applaudissements. Un spectateur grommèle, on comprend que la musique n'était pas à son goût. Arrive la tête d'affiche, Nick Sauber, qui manque de trébucher en montant sur scène. Il y a quelques mois, Nick Sauber, de son nom d'artiste Ananda Grows, a publié chez De Läbbel *In Hülle und Fülle*, un premier album franchement réussi (voir *d'Land* du 22 mai 2020). Après une première présentation sur scène lors de la dernière Nuit de la Culture à Esch-sur-Alzette, il vient défendre son projet sur les planches de Neimënster. Son disque, injustement boudé et assez vite mis de côté, avait pourtant de quoi susciter de l'intérêt. En effet, une cohérence musicale et surtout un univers visuel fort font de *In Hülle und Fülle* un projet atypique que ses amateurs avaient hâte de découvrir sur scène. Aux côtés du compositeur, producteur et multi-instrumentaliste, on retrouve Luca Sales au clavier, Pit Huberty à la batterie et Fred Horman au saxophone (venu en remplacement de Paul Andrew, initialement programmé).

Qu'on se le dise, le concert est plaisant, mais beaucoup trop sage. Le principe est simple, les quatre musiciens interprètent quasiment à la lettre les huit morceaux de l'album, ne s'octroyant que quelques trop rares débordements. Entre les sessions où leur jeu net et précis couvre un

environnement sonore minué, les courtes improvisations font figure d'oasis au sein d'un set trop policé. Fred Horman, alias Mister Goldhand, apporte cette petite touche de folie qu'on aimerait plus abondante. Les yeux constamment rivés sur ses partitions, il détonne pourtant et livre une jolie performance. Luca Sales et Pit Huberty ne démeritent pas. Leur jeu sympathique mais trop contenu accompagne bien le jeu et la voix sensible de Nick Sauber. On prend du plaisir à réentendre *Inner Peace*, morceau de trip hop au tempo très lent qui gagne à être joué en live.

Luca Sales et Pit Huberty ne démeritent pas. Leur jeu sympathique mais trop contenu accompagne bien le jeu et la voix sensible de Nick Sauber

Nicoöl et sa backeuse Nadja, qui étaient installées jusque-là dans le public, montent sur scène. Les deux *guests* de la soirée viennent interpréter *My Way*, titre *catchy* de l'opus, transformé pour l'occasion. Le tempo est légèrement accéléré, le clavier amène un petit quelque chose de funky mais pourtant, la sauce du refrain a du mal à prendre. Un micro réglé légèrement en deça gâche un peu la fête. Pour le reste, le flow de la jeune rappeuse est maîtrisé. Le concert touche à sa fin, après moins de quarante minutes de show et quelques trop courtes improvisations applaudies de manière aléatoire. Un ultime titre, non déterminé, est donné en guise de rappel. Ce qui aura manqué peut-être c'est un minimum de recherche scénique. Il y avait pourtant de quoi faire. Entre la superbe cover de l'album signée Yliana Paolini Hinna et le double clip vidéo *Greetings From Inner Space* et *Play & Explore* illustré par Stefania Buzatu, le concert aurait gagné à être plus visuel et tout simplement plus vivant. Ce constat saute d'autant plus aux yeux à l'heure actuelle où une partie du public autochtone rechigne encore à retourner dans les salles, ou si ce n'est pour voir un semblant de spectacle et non pas seulement des musiciens jouer de manière amorphe pour leur entourage présent dans la salle. ● Kévin Krocze



Aux côtés de Nick Sauber, on retrouve Luca Sales au clavier, Pit Huberty à la batterie et Fred Horman au saxophone

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Ponts et Chaussées
Division des travaux neufs

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Services

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 11.11.2020
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement à remettre via le Portail des marchés publics avant les dates et les heures fixées pour l'ouverture. Il n'y aura pas de séance d'ouverture publique de la procédure ouverte.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Direction des travaux relative à : Maintenance courante, projets d'assainissement et projets divers pour les besoins de l'aéroport du Luxembourg-Findel.

Description succincte du marché :
Mission de direction des travaux, c'est-à-dire mise à disposition de personnel technique qualifié pour le contrôle et la surveillance de chantiers de génie civil (voirie et ouvrage d'art).

Quantitatif :
– Directeur des travaux : 6 000 heures ;
– Adjoint au directeur des travaux : 7 200 heures ;
– Métreur : 7 200 heures ;
– Géomètre : 5 000 heures ;
– Suppléments pour heures de nuit, heures de dimanche et/ou jours fériés et heures supplémentaires.
Durée approximative de la mission : 36 mois
Début prévisible de la mission : printemps 2021

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission sont à télécharger à partir du Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Réception des offres :
La remise électronique des offres est obligatoire. Les offres sont à remettre via le Portail des marchés publics conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les dates et heures fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
07.10.2020

La version intégrale de l'avis n° 2001640 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 06.11.2020
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le Portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux d'aménagement extérieur - travaux de gros-œuvre à exécuter dans l'intérêt des travaux de réaménagement du Campus Geesseknaepchen à Luxembourg : Abri B.

Description succincte du marché :
– Travaux de terrassement : env. 430 m³ ;
– Travaux de bétonnage pour fondations : env. 72 m³ ;
– Travaux de bétonnage, coloré au sable beige : env. 160 m³ ;
– Travaux de coffrage en bois structuré et courbe: env. 340 m².
Soumis aux normes et prescriptions techniques, environnementales et de qualité.
Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.
La durée prévisible des travaux est de 82 jours ouvrables.
Début prévisionnel des travaux : 1^{er} trimestre 2021.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).
La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
05.10.2020

La version intégrale de l'avis n° 2001616 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 06.11.2020
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le Portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux d'installation d'équipements spéciaux pour les salles de sciences à exécuter dans l'intérêt de la construction du Lycée technique agricole à Gilsdorf.

Description succincte du marché :

– Aménagement de salles spéciales avec des digestoirs fixes et mobiles, des armoires chimiques et systèmes de distribution par plafond (Decken-versorgungssystem) ;
– Installation de gaz.
Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.
La durée du marché est de 80 jours ouvrables à débiter au courant du mois de février 2021.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).
La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
05.10.2020

La version intégrale de l'avis n° 2001622 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte

Type de marché : Services

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 05.11.2020
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le Portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Mission de contrôle technique à exécuter dans l'intérêt de la construction d'infrastructures d'accueil pour enfants et jeunes à Pétange – site principal.

Description succincte du marché :
Construction de 8 bâtiments sur 7 parcelles d'une surface totale de 1,84 ha et gérés par quatre gestionnaires différents. En plus des 8 bâtiments, le site est pourvu d'un parking souterrain de 92 emplacements de stationnement.
Durée prévisible du marché : 1 260 jours ouvrables
Début prévisible de la mission : début janvier 2021

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).
La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
05.10.2020

La version intégrale de l'avis n° 2001626 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Services

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 05.11.2020
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le Portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Mission d'organisme agréé à exécuter dans l'intérêt de la construction d'infrastructures d'accueil pour enfants et jeunes à Pétange – site principal.

Description succincte du marché :
Construction de 8 bâtiments sur 7 parcelles d'une surface totale de 1,84 ha et gérés par quatre gestionnaires différents. En plus des 8 bâtiments, le site est pourvu d'un parking souterrain de 92 emplacements de stationnement.
Durée prévisible du marché : 1 260 jours ouvrables
Début prévisible de la mission : début janvier 2021

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).
La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
05.10.2020

La version intégrale de l'avis n° 2001627 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte

Type de marché : Fournitures

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 10.11.2020
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le Portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Fourniture de mobilier scolaire à exécuter dans l'intérêt de l'extension du Centre de logopédie à Strassen.

Description succincte du marché :
– Mobilier scolaire et de bureau (tables, chaises, armoires) ;
– Mobilier de bibliothèque ;
– Tableau interactifs ;
– équipement pour activités sportives.
La durée est de 10 jours ouvrables, en phases, à débiter au mois de septembre 2021 et décembre 2021.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).
La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
05.10.2020

La version intégrale de l'avis n° 2001587 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Triplette niçoise

Lucien Kayser

L'éventail est large, l'expérimentation riche, au Wandhaff, entre peintures, sculptures, photographies

Bien sûr, vous aurez deviné, ils sont trois, mais ce n'est pas une équipe de jeu provençal ou de pétanque. Bien que rien n'eût empêché qu'ils pratiquent ce sport quand ils étaient ensemble à la Villa Arson, à Nice, raison suffisante de les exposer ensemble : Noël Dolla, comme professeur, Pascal Pinaud et Philippe Ramette, comme étudiants, qu'une génération exactement sépare. Ils se trouvaient réunis sur la colline Saint-Barthélémy, dans cet endroit qui est à la fois école nationale supérieure d'art, centre d'art, résidence d'artistes et médiathèque, dans un beau domaine, pas moins de deux hectares, de quoi avoir la place pour un terrain pour peinteurs et tireurs.

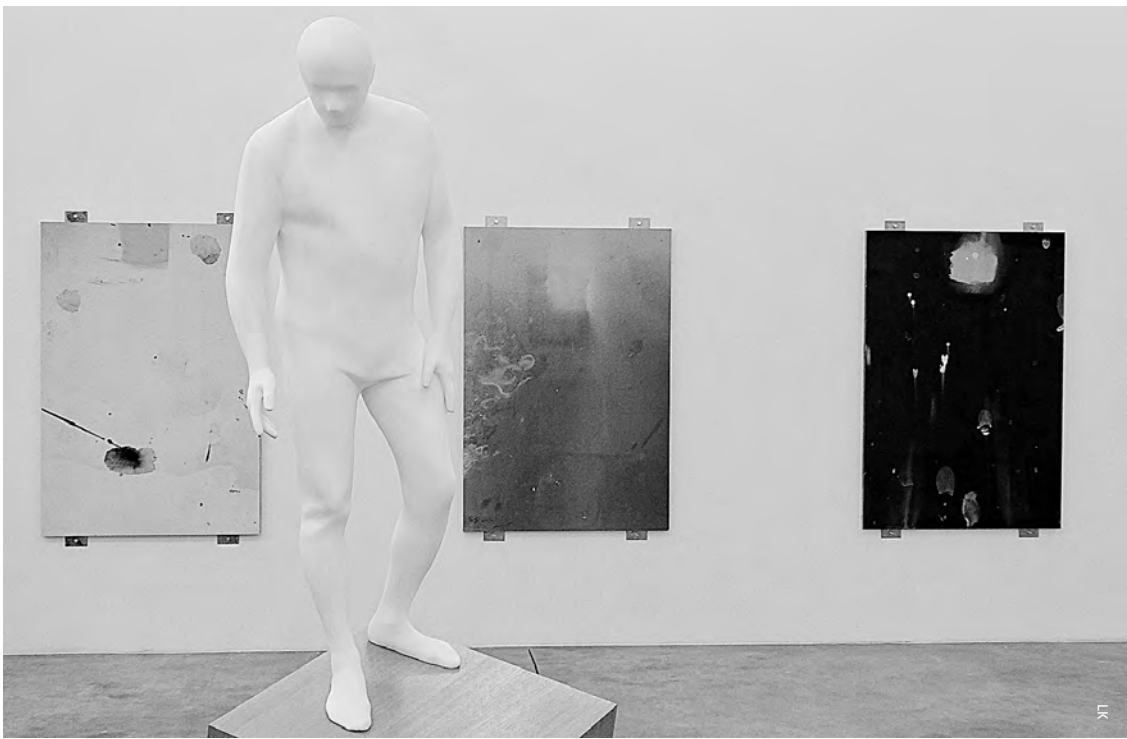
On les retrouve donc en autre triplette, au Wandhaff, à la galerie Ceysson & Bénétière, jusqu'au 21 novembre prochain. Il est d'autres raisons ou explications pour leur réunion : leur farouche goût de l'expérimentation, pousser leur art dans ses retranchements ; leur propension à travailler en séries ; et puis le résultat est là aussi, d'une grande et passionnante exposition (pas moins d'une centaine d'œuvres) aux carrefours de la peinture, de la sculpture et de la photographie. Et de la même façon que ces techniques, l'autonomie des trois n'exclut pas qu'ils se répondent. On nous apprend que Noël Dolla, dans son enseignement, privilégiait la *disputatio*, pour faire simple, en ce qui concerne cette méthode de la scholastique médiévale, en termes modernes, disons la discussion organisée, dialectique. Elle est au Wandhaff encouragée entre les œuvres par le vaste lieu très ouvert qui invite à de larges coups d'œil, elle est portée par l'accrochage, par l'agencement général.

À chacun des trois son propre discours, articulé en séries qui s'entremêlent. Ainsi, dès l'entrée, à gauche, sur le grand mur, les peintures acryliques sur toile de Noël Dolla, très colorées, avec leurs figures géométriques pointues allant dans tous les sens des tableaux : des triangles obliques, allongés, aigus, qui montent dans les toiles tels des fusées, redescendent, dans un dynamisme égal. On sait la manière

de Noël Dolla, sa prédilection pour les points ou les lignes. Dans la série des *Plis et replis*, les lignes sont larges, prennent toujours un côté de la toile qu'elles semblent encadrer, pour rentrer de plus en plus au milieu, prêtes à l'envahir et n'en laissant qu'un espace central ouvert.

Ce sont là des peintures plus construites, même si elles sont prises dans un mouvement. Plus de liberté dans la série *Sniper*, dans des formats différents : comme des trous, des fois avec des éclaboussures autour, de sorte que l'image d'impacts (de balles) s'impose, accentuée par le titre. Et ces

La discussion organisée, dialectique entre les œuvres est encouragée par le vaste lieu très ouvert qui invite à de larges coups d'œil, elle est portée par l'accrochage et par l'agencement général



Vue de l'exposition avec Philippe Ramette et Pascal Pinaud

peintures portent en plus une date, du 14 mai 2018, celle-là rappelle la mort d'une cinquantaine de Palestiniens non armés tués par des tireurs d'élite israéliens lors d'une marche en souvenir de la *nakba*, l'exode de la population arabe à la création de l'État d'Israël.

Impossible, devant tant d'abondance, tant de diversité, d'être tant soit peu global, voire juste envers chacun des trois. Pour Pascal Pinaud, c'est la série des *Test'Art* qui retient le plus notre attention, des photographies sur aluminium, sous vernis, mais elles tiennent d'une peinture d'une extrême finesse, exhalent (par leur légèreté) beaucoup de poésie, et pour leur côté quasi immatérielle, on dirait un charme atmosphérique. Après, on s'attache à l'usage par Pascal Pinaud de la laque automobile (sur tôle par exemple), avant de s'attarder face à deux exemplaires de la série *Patère*, les deux distants d'une demi-douzaine d'années, preuve d'une continuité dans la recherche. Des verres, peints, ou réfléchissants tels des miroirs, de formes diverses, des fois très allongés, accrochés justement à une pièce de métal fixée au mur, on s'en sert normalement pour suspendre un vêtement. Là, les œuvres n'ont aucun mal à s'approprier l'espace mural, dans un beau dialogue de rigueur et d'irrégularité.

Des liens se tissent entre les séries, entre les artistes, et là-dessus, voici le personnage de Philippe Ramette, entre sculpture et photographie, dans son costume noir, qui vient tout mettre en question. Non pas les œuvres des autres, ni l'exposition ; plus et mieux que cela, notre perception, notre point de vue sur les choses, sur le monde. C'est que notre homme se glisse dans les paysages, s'y installe, de la façon la plus extravagante, c'est renversant, au sens propre du terme. Prenons un autre exemple, d'une sculpture de bronze, de taille moyenne : ça s'appelle *Éloge du déséquilibre*, mois oui, pour un bonhomme, un athlète peut-être, debout de manière bien oblique, le bras droit étendu dans le vide comme s'il s'appuyait contre un mur. Joli paradoxe où il s'agit d'un équilibre tout artificiel. De même, Philippe Ramette parle pour ses photographies qui nous entraînent et font plonger dans les fonds sous-marins d'exploration rationnelle ; c'est souvent justement d'un emploi strict de la raison que l'on rêve, l'imaginaire prennent leur envol. ●

Dolla, Ramette, Pinaud, jusqu'au 21 novembre à la galerie Ceysson & Bénétière à Wandhaff

VIDEOGAME

Knallbunte Verstörung

Tom Dockal

Ob sie es wollten oder nicht, die Hersteller/innen der meist erwarteten *Triple-A*-Videospiele des Jahres unterstreichen das weltweite Lebensgefühl im Covid-19-Jahr 2020. *Doom Eternal* und *The Last of Us: Part 2* zum Beispiel zeichnen spielbare Endzeitstimmungen. Letzterer ist eine höchst cinématografische Vergeltungsgeschichte mit starken Frauenfiguren nach einer *Zombie*-Apokalypse im Mittelpunkt, während mensch in *Doom* massenweise Dämonen den Garaus machen muss. Von wegen Hölle auf Erden. Der Protagonist muss dafür wortwörtlich wiederholt in die Hölle steigen. Die fast schon erlösenden, regressiv eskapistischen Videospielmomente kommen in entschleunigter und farbenfroher Form daher. Aber während hinter Tom Nooks unscheinbarem Waschbär-Hunde-Gesicht in *Animal Crossing: New Horizons* die Abgründe des westlichen Spätkapitalismus in seiner geschmacklosen Dekadenz durchscheinen, so ist die Schnitzeljagd bei *Fall Guys: Ultimate Knockout* komplett ideologiefrei.

Fall Guys ist ein Battle-Royale-Spiel, bei dem fünf Dutzend Online-Gamer/innen als bunte Bohnenmenschen gegeneinander antreten



Fall Guys war in den vergangenen Wochen überall präsent. Die Gaming-Kanäle auf *YouTube* sowie *Twitch* und anderen sozialen Medien waren überschwemmt mit *Streams* des Titels. Und auch wenn das Indie-Spiel seinen Aufschwung in die Mitte der Spielergemeinschaft *PlayStation Plus* zu verdanken hat – die Sony-Gesellschaft hat Abonnent/innen das Spiel im August gratis zur Verfügung gestellt – so wäre es doch zu simpel, die Popularität von *Fall Guys* darauf zu beschränken. In der ersten Verkaufswoche wurden auf *Steam* nämlich zwei Millionen digitale Kopien über die Theke gebracht. Immerhin für zwanzig Euro. Woher rührt also die Hysterie um dieses kleine Spiel?

Fall Guys ist ein *Battle-Royale*-Spiel, bei dem fünf Dutzend Online-Gamer/innen als bunte Bohnenmenschen gegeneinander antreten. *Social distancing*, ade! Sie laufen, hechten und ja, fallen mit der Körpermotorik eines Dreijährigen durch

Minispiele, damit am Ende nur eine/r die glänzende Krone ergattert. Eine Partie besteht aus fünf Minispielen und nach jedem Spiel werden x Spieler eliminiert, bis dass eine Handvoll die letzte Spielrunde erreichen. Wer vor vielen Jahren im privaten Fernsehen grenzdebile Sendungen wie *Takeshi's Castle* oder *Wipeout* gesehen und in Erinnerung behalten hat, dem wird das *mot d'ordre* bei *Fall Guys* durchaus bekannt sein. Die Minispiele reichen vom Rennen über ein Hindernisparcours, *Fänkches* oder Team-Spielen wie etwa einer Partie Fußball, in der, Sie wissen schon, das *Runde ins Eckige* muss. Aber alles leichter gesagt, als getan. Es wird sich angerempelt und im Weg gestanden, angehalten und dergleichen. Die englischen Hersteller von Mediatonic haben sich etwas dabei gedacht, 60 Spiele/innen aufeinander loszulassen.

Anfänglich hat *Fall Guys* etwas vom Andrang während der Geschäftsöffnung am ersten Tag des Winterschlussverkaufs.

Um am Ende – je nachdem, wie weit oder nah es mensch an die Krone geschafft hat –, belohnt zu werden. Ergatterte Preise dienen jedoch nicht dazu, um die Laufgeschwindigkeit anzuziehen oder sonstige strategische Vorteile aufzubauen. Nein, mensch gewinnt *Skins* oder Kostüme und kann zukünftige Partien als Taube oder Hotdog antreten. Reine Kosmetik also. So viel zur Ideologiefreiheit.

Wenn auch manche Minispiele die subjektive Balance aus Frust und Spielspaß verfehlen – der Autor dieser Zeilen ist seit Wochen unfähig, den Rollteppich in *Fruit Chute* hochzuklettern, während ihm Unmassen an Obst entgegenkatalipuliert werden –, so sind andere in ihrer kriminellen Simplizität nahezu perfekt. *See Saw* zum Beispiel sieht vor, dass die Spieler/innen über eine Serie überdimensionierter Wippen rennen. Rennen jedoch zu viele an einer Seite entlang, purzeln alle herunter und kommen nicht zur nächsten Wippe. *Physics is really nothing more than a search for ultimate simplicity, but so far all we have is a kind of elegant messiness*, fasste es einmal der amerikanische Autor Bill Bryson zusammen. *Simpel* – ja, elegant – je nachdem. Aber das Chaos bei *Fall Guys* ist nahezu perfekt. Und die Gefühle, die binnen Sekunden zwischen Lachkrämpfen und ausladenden Wutausbrüchen gegenüber den eigenen Spielfähigkeiten und denen der Mitstreiter/innen hin- und herwechseln können, machen aus *Fall Guys* ein Erlebnis, welches in demselben Maße pur und kindisch zugleich ist. Dabei macht es fast genau so viel Spaß, beim Spielen anderer mitzufiebern.

Hoffentlich wird noch an der Präzision – bei den *Tail Tag*-Spielen etwa – gefeilt; und es wäre wünschenswert, wenn mensch das Spiel auch in einer lokalen *Co-Op*-Partie, also zu mehreren auf einer Konsole genießen könnte. Es wird spannend sein, zu sehen, mit welchen neuen Minispielen die Entwickler in zukünftigen *Updates* aufwarten. Denn die ADHS-ler/innen an den *Controllern* werden neuen Inhalt verlangen. Sonst stürzen sie sich auf das nächste gehypte Online-Spiel. *Among Us* wäre so ein Kandidat. Mediatonic haben jedenfalls für nicht später als die kommende Woche *Season 2* angekündigt. ●

Election without voice

Jeffrey Palms

Well, it's election season in the USA. Several Luxembourgishers have asked me how I feel about it, which is a fair question for an American. But my answer, and I think any answer, will not be satisfying.

A nightmarish convulsion of the electorate shall indeed soon take place, keeping one old man in the White House or launching another one into it. Despite the urgency of the contest, inasmuch as the incumbent has an unusually dastardly platform and is unusually shameless about it, from his disavowal of science to his self-acknowledged white supremacy to his cheery complicity in the destruction of our only habitable spacefaring rock, the campaigns themselves have nevertheless lacked the ferocity, the drama, the *hutzpah* of elections past. Is that just me? Sure, there is a hullabaloo over Trump, a cataclysmic fury lasered on the imperativeness of his ousting, yet the nation has reached a fever pitch so intense that, for once, the voices of the candidates have become nearly superfluous in the battle. In my thirty-something years as an American, I have never seen anything like it.

For four years, Trump has publicly espoused many, if not all, of the apparently immortal toxic mentalities in the USA, presidentially legitimizing the views of racists, xenophobes, sexists, and a real smorgasbord of other charming characters. Invigorated, this conservative subset of society has been binging on a righteous attitude and articulating, with newfound clarity, the warlike, powerful, white, Christian country they tragically wish they lived in. This was all alarming enough at the get-go, but after years of enduring it many goodly people, i.e. anybody with at least an old scrap of morals lying around somewhere, have made a surge of effort to publicize and challenge and take down some of this poisonous rhetoric, which has been institutionalized since long

before Trump. Where better to start (or really continue) than with the perversely normalized practice whereby cops with giant masculinity complexes dress up in expensive combat gear and murder Black Americans in the name of public peace? Of course, a little global pandemic has made its way into the nation too, setting fire to what was already on fire, resulting in a surreal kind of double fire that has not only burnt California down to a stump but has also got everyone, with perfect reason, losing their god-

damn minds. Indeed, Covid-19 gave Trump a whole new type of science to politicize, which he jumped at the chance to do, even – as I write this he is reportedly sick with the virus – if it kills him. I can almost understand why the voices seem not to matter in this election, because what's left to say?

The Democrats' answer to the atomic bleakness of the situation is an aged and somewhat sickly albatorross called Joe Biden whom you can watch, if you

want to, flying meekly out of the mist. Biden's campaign strategy, as far as I can make out, has consisted of doing and saying as little as possible. While I am certainly disappointed in him for that, you cannot deny that probably no strategy would have been safer, considering how simple Trump and his deadly antics have made the question on the ballot. He is either beatable or he isn't, no matter who faces him. Right? I suppose that is the logic. I suppose that is why we don't deserve a

candidate capable of imagining a change in, rather than a return to, the status quo.

I don't like watching or hearing Trump. Partly this is because I'm a misery-averse weakling, yes, but it is also because he long ago (like, the instant he took the political stage) crossed the threshold of sense, and any serious engagement with him thus feels like a wrongful and self-degrading acknowledgement that he remains on that spectrum. He doesn't. So why bother to look or listen? Is there a reason? Perhaps there is, perhaps my belief that the undecideds in the USA do not outnumber my fingers is proof of my brainwashing and my being trapped in a bubble of likeminded people. Regardless, my attention is stunted. And I think I'm not alone. A huge movement of alienated Americans can only make nihilistic jokes about the situation, a desperate counternarrative to that of the "serious" commentators trying to intellectually undermine Trump. You cannot intellectually undermine what is not based on thought. I still deeply appreciate the journalists fighting him, but this election, as evidenced by the lack of serious debate – nothing is seriously debatable if one side rejects truth and sense – comes down to a wordless referendum on what pain is. People and planet are hurting, so the answer is more obvious than obvious, more life-and-death important than any in my lifetime. Yet we are worried, Luxembourgishers too since the world is too globalized to ignore any far corner of it, because last time we underestimated how wishful nostalgia packaged in a trolling figurehead could so totally mask that pain, and nobody seems able to change how that population feels. So we can only feel our way towards the future in November, which, to the extent that feeling precludes thinking, makes this the stupidest election in living memory. Anyway, all I can feel is nervous, and all I can do, which I have already done, is send my vote and my hopes to the USA.



Protestors in front of the US Embassy in Luxembourg

Stil

L'ENDROIT

Si vous passez par la ville de Metz, que ce soit pour visiter le Centre Pompidou ou pour faire du *shopping*, votre curiosité

devrait vous motiver à faire un petit tour par le quartier impérial, proche de la gare, où une boulangerie-pâtisserie pas comme les autres a ouvert ses portes il y a un an (proche de la brasserie Flo). Le propriétaire des lieux dans la rue Pierre-Perrat est un jeune Sénégalais qui, après avoir fait des études scientifiques à la fac de Metz, a découvert le processus de la fermentation. Devenu technicien supérieur en Science et technique des aliments, Seydou Diallo a commencé à travailler les blés anciens, les céréales, puis a repris cette boulangerie et l'a baptisée **Poulard**, en référence à un blé

ancien dont la forme charnue évoque celle d'une poularde. Le succès fut fulgurant. Son pain était différent, 100% bio, ses viennoiseries et pâtisseries toutes Label Rouge. Ceci poussa des clients à l'inscrire sans qu'il le sache au concours M6 de la *Meilleure boulangerie de France*.



Et il a été présélectionné avec 130 autres artisans boulangers de France parmi 6 000 inscrits. Comment résister à la tentation d'aller tester les produits de cette maison dont les tartellettes à elles seules ravissent l'œil autant que les viennoiseries brioches et kouglouf qu'on peut voir sur la page *Facebook* (photo : BPM) de la boulangerie ? En janvier prochain, les douze frères et sœurs de Seydou seront scotchés à leur écran télé au Sénégal pour admirer le travail de leur frère et le soutenir. Quelque soit l'aboutissement du concours M6, Seydou est déjà le symbole d'une d'intégration réussie. GD

L'ENDROIT

Habiter dans un quartier résidentiel n'interdit pas d'avoir envie de sortir. Le paisible quartier de Beggen vient de se doter d'un établissement qui ratissera certainement au-delà des rues voisines. **Vantage**, implanté depuis quelques semaines, joue la carte du bar à cocktails, avec le sympathique et enjoué Ulysses qui a plus d'un alcool dans son shaker. Il revisite volontiers les classiques negroni, whisky sour et autres long island ice tea pour y apporter *peps* et saveurs fumées.

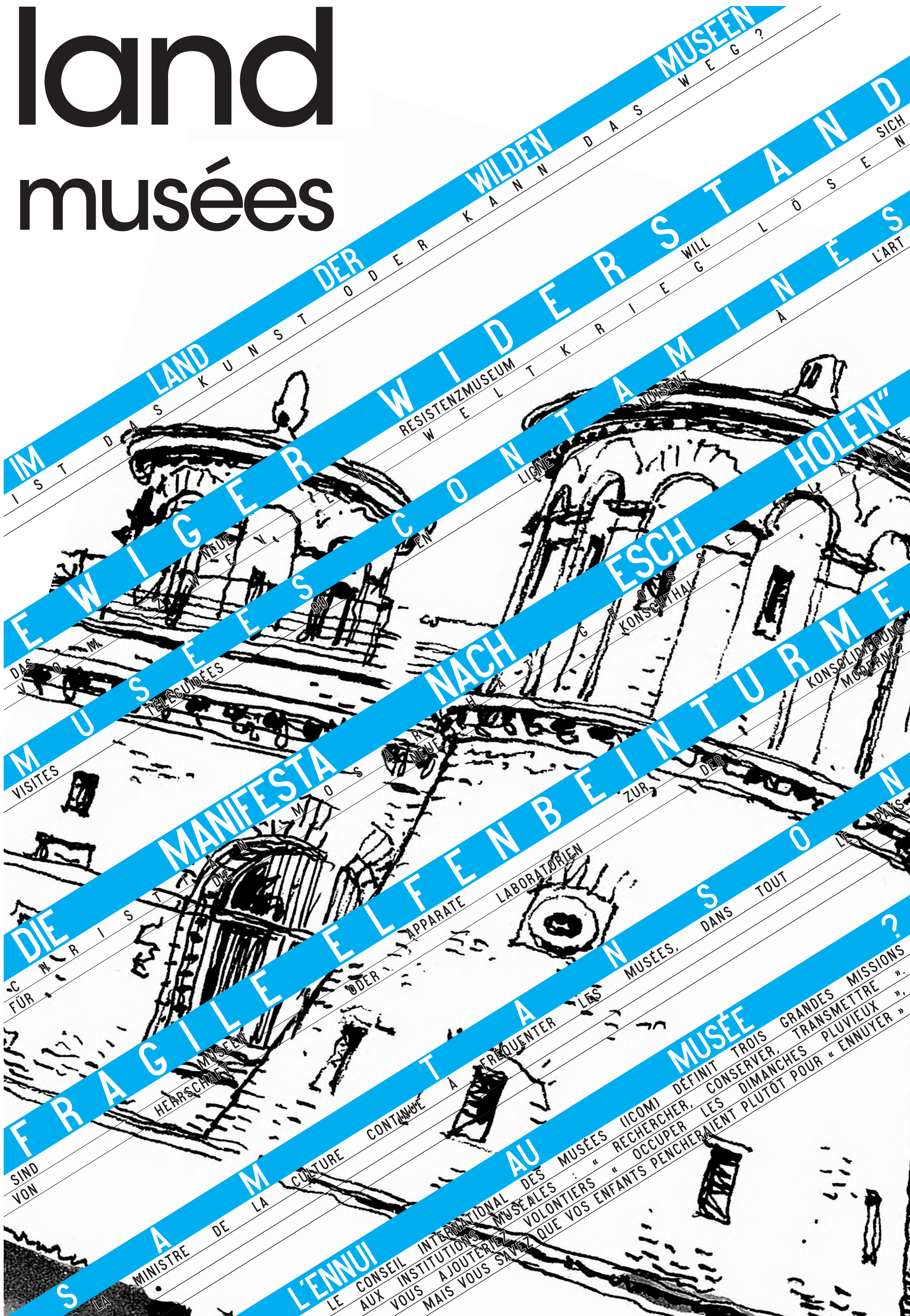
Grignotages et tapas sont assurés pour éponger le tout. L'endroit propose aussi une petite scène où sont invités des groupes locaux ou internationaux (photo : fc), plutôt rock à moins qu'une jam session



(en général les mercredis, se reporter à www.vantage.lu pour les détails) n'importe les musiciens amateurs à se partager l'espace pour reprendre des classiques américains ou montrer ce qu'ils savent faire. Applaudissements à la clé. fc



land musées



Index

- 23

« L'idée d'une galerie nationale est toujours d'actualité »
Entretien avec Sam Tanson, ministre de la Culture
France Clarinval
- 25

Museen in Krisenzeiten – Rückschlag, Resilienz, Relevanz
Florence Thurmes
- 26

Arnaud De Meyer – oder die Kunst der Beobachtung
Pol Schock
- 27

Musées contaminés
Visites téléguidées ou en ligne nuisent à l'art
Enrico Lunghi
- 28

Museums and power in the age of Covid-19
Laurence Brasseur
- Fragile Elfenbeintürme
Die Frage nach dem politischen Museum
Martin Ebner
- 29

Cadre médiéval pour art contemporain
La Kunschthaus beim Engel devient le Casino Display avec une résidence d'artiste
France Clarinval
- 30

Im Land der wilden Museen
Marie-Paule Jungblut
- 32

„Die Manifesta nach Esch holen“
Christian Mosar und die neue Kunschthal Esch
Pol Schock

- 33

Ewiger Widerstand
Wie steht es um das Resistenzmuseum?
Pol Schock
- 34

« Pérenniser et fortifier la place du Centre Pompidou-Metz »
Interview avec Ciara Parisi
Loïc Millot
- 35

Pandemie-Andenken gesucht
Bürger/innen sind aufgerufen, Zeitzeugnisse zur Corona-Krise zu spenden
Ines Kurschat
- 36

Le musée en 3D
Rencontre avec Michèle Platt et Gilles Zeimet du Musée national d'histoire et d'art (MNHA)
Marianne Brausch
- 37

Mitmenschen aus dem Hinterland
In Ostfrankreich und der Schweiz erinnert eine Themenstraße an die Abschaffung der Sklaverei
Martin Ebner
- 38

L'ennui au musée ?
Préceptes à la visite
Cyril B.
- D'(in)dispensables succédanés
Recours bienvenus en temps de confinement, il reste à en tirer des conclusions, pour quelles innovations
Lucien Kayser
- 39

Museen in Zahlen
Pol Schock

Das Museum danach

Pol Schock

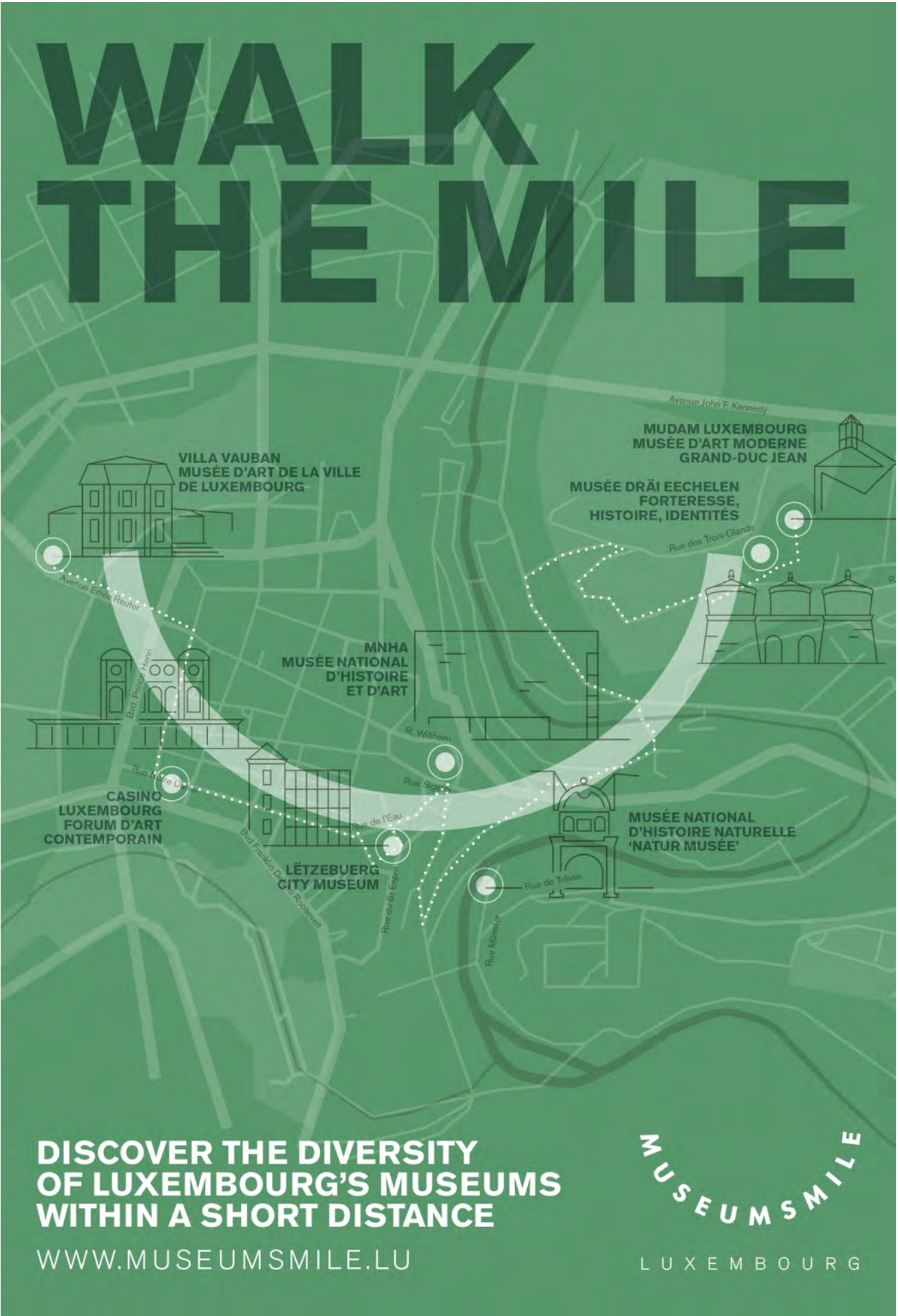
Sollte Paul Valéry am Ende recht behalten? „Kunst beginnt mit einem Sicherheitsabstand von zwei Metern“, so der französische Dichter in den 1930-er-Jahren. Er kritisierte damit die damals gängige Praxis in Museen, Objekt und Beobachter durch eine verglaste Scheibe oder Absperrpfosten räumlich, aber auch intellektuell voneinander zu trennen. Ein geradezu ödes wie elitäres Kunstverständnis, mit klarer Hierarchie, ohne demokratischen Anspruch.

Im 21. Jahrhundert hat die Museumswelt diese Kunstvorstellung längst hinter sich gelassen: Museen sollen partizipativ, inklusiv und divers sein. Sie sollen jede(n) erreichen, verbinden und nicht trennen, wie Laurence Brasseur in ihrem Beitrag über die Herrschaftsverhältnisse in Museen analysiert. Aber der Sicherheitsabstand von zwei Metern ist seit diesem Jahr wieder da. Und wie schnell er sich in das normative Verständnis eingepreßt hat, kann jede(r) selbst prüfen: Wer sich einen Film anschaut, in dem sich Menschen zur Begrüßung die Hand geben, wird sicherlich das un gute Gefühl von deviantem Verhalten verspüren.

Für die Museumswelt ist Corona bis heute ein heftiger Schlag: In den Institutionen waren temporär keine Besucher erlaubt, das große *Happening* der *Nuit de Musées* mit rund 25 000 Besuchern, das eigentlich heute stattfinden sollte, musste abgesagt werden. Besucherschwund und Einnahmerückgang stellen manche Häuser vor Existenznöten, so Florence Thurmes in einem Beitrag, in dem sie einen internationalen Überblick zum Umgang mit Corona in der Museumswelt verschafft. Dabei macht es einen fundamentalen Unterschied, ob die Museen (wie in Luxemburg) in öffentlicher Hand sind oder sich allein durch Eintritt, Merchandising oder private Mäzenen finanzieren müssen.

Es drängen sich Fragen auf, ob das Museum sich neu erfinden muss. Die meisten Häuser folgen dabei dem globalen Trend und suchen die Flucht ins Digitale. Sie reproduzieren ihre Ausstellungen mitsamt Museumsräumen und stellen ihre Exponate virtuell zur Schau. Wie sie dabei vorgehen, erklären Michèle Platt und Gilles Zeimet in einem Interview mit Marianne Brausch. Doch längst nicht alle sind von diesem virtuellen Hype überzeugt. Kritiker, wie der frühere Mudam-Direktor Enrico Lunghi, verweisen wohl zurecht darauf, dass Museen eben gerade Orte des direkten physischen Kunstkontakts sind. Die virtuelle Visite mindert das Museumserlebnis und ist auf Dauer keine Lösung.

Doch bei allem kulturpessimistischen Abgesang der vergangenen Monaten gab es auch kulturelle Lichtblicke. Mitte in der Krise ist ein neuer Ort für zeitgenössische Kunst entstanden: die Kunschthal Esch. Direktor Christian Mosar hegt große Pläne und macht sich an, den Platzhirschen der zeitgenössischen Kunst in der Hauptstadt den Rang abzulaufen – anders lassen sich seine Äußerungen (die *Manifesta* nach Esch holen zu wollen) wohl kaum deuten.



« L'idée d'une galerie nationale est toujours d'actualité »

Entretien : France Clarinval

Après le Kulturenwecklungsplang (Kep), avant les troisièmes Assises de la culture (le 26 octobre) et pendant la pandémie, Sam Tanson (Déi Gréng), la ministre de la Culture est de tous les fronts pour que la culture ne soit pas l'oubliée de la crise. Retour sur six mois où institutions et artistes ont été touchés



Sam Tanson, dans son bureau au ministère de la Culture

d'Land : Comme tous les lieux accueillant du public, les musées sont restés fermés pendant les semaines de confinement. Quel est votre regard rétrospectif sur cette période et sur la manière dont les musées ont réagi ?

Sam Tanson : En repensant à début mars, je me rappelle de l'urgence avec laquelle le gouvernement a dû prendre des décisions. On voyait le nombre d'infections augmenter rapidement, on voyait ce qui s'était passé en Italie... Il était clair que le Luxembourg allait aussi se confiner. J'ai eu des discussions avec les directeurs des musées, des centres d'art, des théâtres, des instituts culturels pour voir comment ils allaient s'organiser. Ils étaient demandeurs d'une décision claire qui comprenne tout le pays, tous les secteurs. Ils voyaient que leur personnel avait peur, que les visiteurs se faisaient plus rares. La décision de fermeture n'a donc pas surpris et n'a pas été contestée. Mais personne ne se doutait que « tout ça » allait nous accompagner pendant aussi longtemps. Très rapidement, les différentes institutions ont cherché des solutions pour pouvoir continuer à montrer leurs collections ou leurs expositions. Le Musée national d'histoire et d'art avait déjà entamé un grand processus de digitalisation avec la possibilité de visiter

le musée virtuellement en 3D (lire à ce sujet l'interview du digital curator en page 36, ndlr). Tous les musées ont accentué leur présence sur les réseaux sociaux et ont travaillé leur communication. Il a fallu faire preuve d'imagination et d'inventivité et je salue l'incroyable potentiel créatif qui a maintenu la culture en vie.

Lors de la réouverture, le public semblait frileux. Comment percevez-vous le redémarrage ?

Pour moi, il était évident que si on rouvrait les commerces, on devait rouvrir les musées. D'un point de vue sanitaire, il n'y a pas de différence. Je ne voyais pas ce qui pouvait empêcher cette réouverture. En ces temps encore difficiles et incertains où beaucoup de choses ne fonctionnaient pas encore, il me semblait important d'offrir au public des alternatives culturelles et de permettre de découvrir des lieux de culture. Malgré tout, il subsistait une certaine ambiance anxieuse où toutes les activités se sont trouvées réduites, la fréquentation des musées aussi. Ensuite, pendant les mois d'été, beaucoup de gens ont profité des congés pour découvrir certains musées un peu partout dans le pays et, sur la durée, on note quelques très belles fréquentations. L'exposition *The Fa-*

« Les chiffres de fréquentation des musées montrent une population qui, traversant une crise sanitaire, a besoin de vivre des expériences culturelles »

mily of Man, par exemple, a accueilli plus de visiteurs que l'année dernière. Les musées membres de l'Icom Luxembourg ont compté près de 42 000 visiteurs en juillet et en août, alors que les musées de la Ville de Luxembourg ont attiré à eux seuls plus de 29 000 visiteurs pendant la même période. Ces chiffres montrent une

population qui, traversant une crise sanitaire, a besoin de vivre des expériences culturelles.

Les musées ont-ils repris les activités pédagogiques ou de médiation et dans quelles conditions ?

Les visites guidées ont repris avec des groupes de dix personnes, ce qui est assez agréable comme jauge pour pouvoir profiter des explications du guide. Les activités pédagogiques ont également repris. Dans le cadre scolaire, les conditions sont les mêmes qu'à l'école, donc sans masque pour les élèves car ils sont dans le même groupe. Pour nous les adultes qui avons déjà vécu un certain nombre d'années, avoir six ou dix mois différents dans notre vie, même avec des restrictions, ce n'est pas si difficile. Pour les enfants, avec beaucoup moins d'expérience, je pense qu'il faut leur donner une vie aussi normale que possible. Des activités extrascolaires et culturelles doivent y avoir leur place.

(Suite en page 24)



« On constate la fragilité des circuits internationaux pour la circulation des œuvres et des artistes »

(Suite de la page 23)

Comment le ministère de la Culture a-t-il accompagné les musées pendant la fermeture et depuis ?

Pendant, on a organisé des téléconférences avec tous les secteurs de la culture pour répondre aux questions et pour se rendre compte des besoins de chacun. Nous étions bien évidemment en contact avec le ministère de la Santé pour savoir ce qui était faisable ou pas. Depuis, les questions ont changé, mais elles sont toujours nombreuses. Il y a de nouvelles problématiques qui apparaissent, notamment au gré des classements des pays en zone à risque, pour le déplacement des artistes ou des œuvres. Le secteur culturel s'est professionnalisé depuis quelques années et beaucoup d'efforts ont été entrepris pour l'accompagner et le soutenir, il ne faudrait pas qu'à cause de cette crise, tout cela s'effondre. Aussi, nous avons mis en place des aides spécifiques de relance du secteur dans le cadre du programme Neistart où cinq millions d'euros sont dédiés à la culture.

Dans ce paquet de mesures, il y a un volet pour des acquisitions d'œuvres d'art. Comment ça fonctionne ?

Le budget d'acquisition du ministère a été doublé pour atteindre une enveloppe de 150 000 euros. En temps normal, les achats du ministère se font directement auprès des artistes, mais cette fois nous avons lancé un appel aux galeries d'art qui ont aussi été fermées et ont souffert du confinement. L'aide directe aux galeries atteindra forcément vers les artistes. Chaque galerie a pu proposer trois œuvres de trois artistes au maximum, artistes luxembourgeois ou vivant au Luxembourg. Des contacts ont été noués par certaines galeries à cette occasion pour représenter des artistes qui ne l'étaient pas encore. La commission d'acquisition d'œuvres d'art du ministère de la Culture (*mise en place en juillet 2019 et composée de Gabriele D. Grawe, Claudine Hemmer (secrétaire), Clément Minighetti (président), Michel Polfer et Michèle Walerich, ndlr*) a examiné les dossiers remis et fait sa sélection qui sera bientôt dévoilée. Jusqu'ici, les œuvres achetées sont accrochées au ministère, dans l'entrée et dans les bureaux et dans d'autres ministères également. Nous envisageons d'organiser une exposition pour montrer l'ensemble, vers 2022 ou 2023.

Ces œuvres pourraient être exposées dans cette future « galerie nationale » ?

L'idée de la galerie nationale n'a jamais été de présenter la collection du ministère de la Culture, mais de proposer une espace d'exposition pour les artistes modernes et contemporains luxembourgeois. L'aile qui leur est consacrée au Musée national est assez réduite. L'idée d'une galerie nationale est toujours à l'ordre du jour. Ce qui est le plus important, c'est de mener des recherches sur ces artistes pour bien cerner leur travail, leur place dans l'histoire de l'art, leurs influences... Ce travail de recherche est généralement mené quand on organise une exposition monographique d'un artiste, mais il y a un manque pattant en dehors du cadre des expositions. C'est le volet du centre de documentation, placé sous l'égide du Musée national, qui sera un peu le pendant de ce qui se fait au Centre national de la littérature, avec, par exemple, un dictionnaire en ligne des artistes luxembourgeois.

Si ce n'est à l'ancienne Bibliothèque nationale, où peut-on envisager cette galerie et centre de documentation ?

C'est encore trop tôt pour le dire. Nous sommes en train d'explorer les possibilités pour un lieu rassemblant non seulement le centre de documentation, une galerie pour exposer les œuvres, mais aussi un espace de stockage pour les différents musées. C'est un problème récurrent pour toutes les institutions muséales : elles n'ont pas assez de possibilités de stockage chez elles, les collections sont dispersées dans divers lieux, ce qui est coûteux et n'est pas une bonne solution pour le travail, pour la sécurité, pour le transport... Le but serait donc de rassembler en un seul lieu la recherche avec le centre de documentation, des expositions avec un travail de médiation et le stock.

Parmi les grandes institutions nationales, le Mudam est souvent pointé du doigt et semble continuellement manquer de moyens financiers...

Je tiens d'abord à souligner à quel point ce musée est formidable, à chaque fois que j'y vais, je suis impressionnée par le bâtiment. On n'a pas toujours donné les moyens à ce musée pour fonctionner comme il le devrait, notamment pour le bâtiment. Ce qui me tient le plus à cœur, c'est le développement de la collection pour lequel un budget est nécessaire, même si, à l'heure actuelle, c'est difficile de parler d'augmentation, le budget 2021 devra être prudent. On voit cependant aujourd'hui la fragilité des circuits internationaux, où l'on est tributaire des ouvertures de frontières pour faire venir des artistes et des œuvres. Avoir une bonne collection à montrer permet de passer outre ces problématiques.

Outre les « grandes » institutions nationales ou municipales, il y a au Luxembourg des dizaines de « petits » musées régionaux. En quoi le ministère est-il compétent ? Comment peut-il les encadrer et les soutenir ?

J'en ai visité un certain nombre, même si je n'ai pas fini la tournée, et je constate qu'il y a un réel engagement dans ces musées. Ces initiatives sont généralement le fait d'associations, autour d'une collection, d'un lieu, d'une thématique. Il y a des vrais petits trésors, mais c'est assez disparate. Ces collections sont riches, mais ces musées manquent souvent d'un accompagnement professionnel pour la sélection des pièces – beaucoup sont surchargés – la scénographie, la signalétique, la médiation. Certains de ces musées ont déjà bien réfléchi à leur muséographie et à l'accompagnement des publics. C'est le cas à Schengen, par exemple, où le Musée européen a pensé son espace en amont et a réussi à mettre en œuvre une scénographie qui fonctionne – même si actuellement, il y a des problèmes techniques. C'est un attrait pour la région et il est d'ailleurs bien visité. Il y a donc une multitude de petites institutions qu'on accompagne de différentes manières : certaines ont une convention avec le ministère de la Culture, d'autres avec le ministère du Tourisme, d'autres demandent un subside... Comme prévu dans le Kep, nous sommes en train d'établir un état des lieux du paysage muséal pour mieux encadrer ceux qui le souhaitent vers une plus grande professionnalisation, en suivant les critères et recommandations de l'icom (*Conseil international des musées, ndlr*). Un million d'euros est prévu dans le programme Neistart pour aider ces musées à une refonte ou mise en place professionnelle de leur muséographie ou à l'élaboration concepts de fonctionnement, d'exploitation... Nous avons lancé un appel à projets qui permet d'apporter un soutien direct à l'emploi culturel (muséographes, agences de communication, artistes, industrie créative...). Par ailleurs, nous sommes en train de mettre en place une sorte de label « musée régional » avec des critères clairs, ce qui leur donnera une meilleure visibilité. Dernière chose, nous avons créé, avec la House of Training, une formation de médiateur culturel pour aider les institutions à former leur personnel à mieux accueillir et encadrer leurs publics.

« Le but serait de rassembler la recherche sur les artistes luxembourgeois, les expositions, le travail de médiation et le stock au même endroit »

Avant de penser exposition, conservation, collection, il faut la création. Un des aspects où le ministère intervient est dans les résidences d'artistes ici ou ailleurs. Comment ce dossier évolue-t-il ?

Il y a une série de conventions avec des lieux à l'étranger, notamment la Cité des arts à Paris et la Künstlerhaus Bethanien à Berlin. C'est important pour les artistes, pour le développement de leur carrière, à condition que ces résidences soient encadrées par un programme curatorial, avec des rencontres de professionnels, d'autres artistes, de la visibilité. L'entité qui organise la résidence a un grand rôle à jouer pour que ce ne soit pas seulement un déplacement touristique. Nous avons d'ailleurs revu la convention avec la Cité des arts où nous étions seulement locataires et où désormais l'artiste en résidence bénéficiera d'un accompagnement. L'expérience des Ateliers au château de Bourglinster a montré que les artistes s'y sentaient un peu trop isolés et éloignés de l'activité culturelle. Aussi, nous sommes en train de développer un programme de résidences à Neimënster pour accueillir aussi bien des artistes d'ici que des étrangers. Des travaux sont en cours pour créer plus de studios et d'ateliers. Le projet est aussi d'envisager des échanges entre résidences, une sorte d'Erasmus pour artistes.

Les musées développent une offre en marge de leur cœur de métier avec des restaurants, buvettes, boutiques... Cela vous semble-t-il un « mal nécessaire » ?

Au Luxembourg, on a eu des expériences assez mitigées avec les restaurants dans les lieux culturels. Il y a d'importantes contraintes, d'horaires ou d'accessibilité et il y a des cas où l'on a installé ces espaces après coup, sans les avoir pensés avant... C'est difficile de pointer exactement pourquoi c'est compliqué. À mon sens, si le restaurant est pensé dès le départ, avec une cuisine professionnelle, des équipes dédiées, une recherche de qualité, ça devrait pouvoir fonctionner. Je n'ai rien contre les boutiques de musées. Je constate que les expositions s'éloignent de plus en plus des objets, avec de plus en plus de digital, de vidéo. Pouvoir acheter un livre ou un catalogue après, nous laisse la possibilité de garder quelque chose de plus tangible et d'étayer les souvenirs. ●

MUDAM

Charlotte Posenenske: Work in Progress
Leonor Antunes. joints, voids and gaps
Portrait of a Young Planet . Mudam Collection
Giulia Cenci . Mudam Collection

10.10.2020 – 10.01.2021
10.10.2020 – 05.04.2021
26.09.2020 – 21.03.2021
12.09.2020 – 17.01.2021

MUDAM

Le Musée d'Art Contemporain du Luxembourg

mudam.com

Museen in Krisenzeiten – Rückschlag, Resilienz, Relevanz

Florence Thurmes

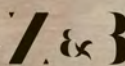
Die Krise um Covid-19 stellt die Museen weltweit nicht nur vor neue Herausforderungen, sie stellt die Frage der Existenz. Wie überlebensfähig sind Museen in Krisenzeiten? Wie wichtig sind Museen in der heutigen Gesellschaft? Ein Überblick der internationalen Museumslandschaft



Sarah Peters - Celeste Rapone

UNTIL 24 OCTOBER 2020



ZIDOUN  BOSSUYT | Gallery

+352 26 29 64 49
contact@zidoun-bossuyt.com
www.zidoun-bossuyt.com

6 rue Saint-Ulric
L-2651 Luxembourg

Nach der Wiedereröffnung der Museen ab Ende Mai wurde oftmals die Stille und Ruhe vor dem Original als erholender Effekt hervorgehoben und als Kontrast zu den sonst von Massen durchströmten Räumen zelebriert. Die aus Hygienegründen bedingte Reduktion des Publikumsverkehrs und das Abstandsgebot lassen dem Einzelnen mehr Raum vor dem Kunstwerk und ermöglichen mehr Kontemplation und Reflektion – wie dies die Institution Museum in ihrem Ursprung vorsah, bevor sie zur Eventmaschine und an Besuchszahlen gemessen wurde. Die Schließungen, das Rückbesinnen und die disruptive Kraft der Krise wurden auch als Chance, als Katalysator begriffen, Altes auf den Prüfstand zu stellen und neue Wege zu gestalten. Krisen und Destruktion waren immer schon Bestandteil von Kunst und beschworen oft Gegenbewegungen. Aber wie sieht es aber aktuell hinter den Kulissen aus? Was bedeuten geringe Besuchszahlen, und wie stark sind Museen derzeit in finanzieller Not?

Kulturinstitutionen in Großstädten leben vom Tourismus. Noch bis März stellten sich die großen Museen die Frage, wie sie mit den Massen an Besuchern überhaupt umgehen, wie sie die Ströme durch die Räume lenken können, um sowohl die Sicherheit der Kunstwerke als einen maximalen Profit zu gewährleisten. In europäischen Städten wie Paris oder Berlin wird z.B. ein großer Teil der Erlöse von Touristen aus den USA, Russland, Korea oder Japan getragen. Im Musée d'Orsay machen die Touristen 60 Prozent der Gesamtbesuchszahlen aus, im Louvre 80 Prozent, auf der Museumsinsel in Berlin ebenfalls 80 Prozent. Durch den ausbleibenden Tourismus und die erforderliche Reduktion der Besuchskapazität verzeichnete das Louvre in Paris im Juli und August bis zu 75 Prozent weniger Besucher/innen als in 2019; das Musée d'Orsay zählte über die beiden Sommermonate 70 Prozent weniger Publikum. In Deutschland liegen die Zahlen vergleichsweise. Die Maximalkapazität liegt bei 40 Prozent der normalen und für das Jahr 2020 einkalkulierten Besuchszahlen. Museen in den USA konnten erst Anfang September dem Publikum wieder zugänglich gemacht werden. Hier gelten derzeit immer noch stark gekürzte Öffnungszeiten und eine Kapazität von 25 Prozent Besucher/innen. In Kanada ist die Lage ähnlich; die Frequentierung des Musée d'art contemporain de Montréal z.B. liegt bei 15 bis 20 Prozent der Durchschnittszahlen. Auch hier generieren die Touristen circa die Hälfte der Einnahmen.

Der Lockdown und das Zurückgeworfensein auf das Zuhause haben das Verhaltensmuster der Menschen und somit auch der Museumsbesucher/innen geändert. Auch eine gewisse Bequemlichkeit hat sich eingeschlichen, und man hat sich im virtuellen Raum sehr zurecht gefunden. Für das Amateurpublikum ging zudem der Rhythmus verlorenen, der mit den Eröffnungen und Veranstaltungen als soziale Treffpunkte einherging. Die Museen sehen sich hier vor neuen Herausforderungen, um diese Verbindung wiederherzustellen, sich als physische Orte des Zusammenkommens und des interkulturellen Austauschs erneut zu positionieren.

Die Einnahmeverluste der Museen fallen bis Ende des Jahres erheblich aus: Das Musée d'Orsay rechnet mit einem Verlust von 28 Mio. Euro, das Louvre von 40 Mio. Euro, das Metropolitan Museum of Art von 150 Mio. Dollar. Nicht alle Museen sind im gleichen Maße von der Krise betroffen. In Ländern wie Luxemburg, Deutschland oder Frankreich befinden sich viele große Häuser in der Trägerschaft des Landes oder der Städte und werden über Zuschüsse finanziert. Bei Museen in den USA ist die staatliche Finanzierungssäule schmäler, und sie sind auf weit aus höhere Einnahmen, z.B. über Eintrittsgelder, Sponsoring, Verkauf im Shop, Vermietung oder Gewinne in den Restaurants, angewiesen. Museen mit bedeutenden Sammlungen haben einen reichen Fundus, aus dem sie für ihre Ausstellungen schöpfen können; Kunsthäuser, die keine Sammlung besitzen hingegen sind auf Leihgaben und künstlerische Produktion angewiesen, um ein ansprechendes Programm zu bieten. Am stärksten betroffen ist die freie Szene, die über keine staatlichen Zuschüsse verfügt.

Erste Konsequenzen mussten längst gezogen werden. Langfristig sind die Auswirkungen in ihrer gesamten Bandbreite noch nicht absehbar und hängen sehr eng mit der Entwicklung um Covid-19 und des Tourismus (binnenländisch oder international) zusammen. Die American Alliance of Museums führte im Juni gemeinsam mit der *Dynamic Benchmarking* eine Studie zu den Auswirkungen von Covid-19 auf die US-amerikanische Museumslandschaft durch. 750 Museen nahmen teil. Aus der Studie geht hervor, dass ein Drittel der befragten Museen ihre finanzielle Lage als gefährdet ansieht oder nicht weiß, ob sie im Laufe des Herbsts ihren Betrieb komplett einstellen müssen. In 87 Prozent der Museen sind Rücklagen von zwölf Monaten vorhanden, davon können mehr als die Hälfte nur die kommenden sechs Monate bestreiten.

Dabei hatte die Kunst- und Kreativwirtschaft sich in den letzten Jahren zu einem dynamischen, nicht unwesentlichen wirtschaftlichen Bestandteil entwickelt. In 2016 trugen z.B. die Museen in den USA 50 Mrd. Dollar zum BIP bei und zahlten zwölf Mrd.

Steuern. Sie beschäftigen circa 726 000 Menschen auf direkte oder indirekte Weise. Das Metropolitan Museum of Art musste wegen Covid-19 20 Prozent der Angestellten entweder in Urlaub schicken, sie pensionieren oder entlassen. In anderen US-amerikanischen Museen verhält es sich ähnlich. Das Guggenheim Museum in New York schickte ab April 92 Angestellte in den Urlaub. Das Whitney Museum of American Art musste 76 Angestellte feuern. Eine Studie von Art Fund zu den Herausforderungen von Covid-19 legt offen, dass mehr als 80 Prozent der befragten 427 Museen im Vereinigten Königreich Personal beurlauben mussten. Zudem mussten hier 98 Prozent der geplanten Ausstellungen verschoben oder abgesagt werden mussten. Die Krise zwingt einzelne Museen auch, Grundprinzipien umzuwerfen, um die Finanzierung des Betriebes aufrechterhalten zu können. So sieht das Brooklyn Museum in New York einen Verkauf von Kunstwerken aus seiner Sammlung vor. Zwölf Werke sollen im Oktober unter dem Hammer von Christie's versteigert werden, darunter auch Werke von Gustave Courbet oder Lucas Cranach dem Älteren.

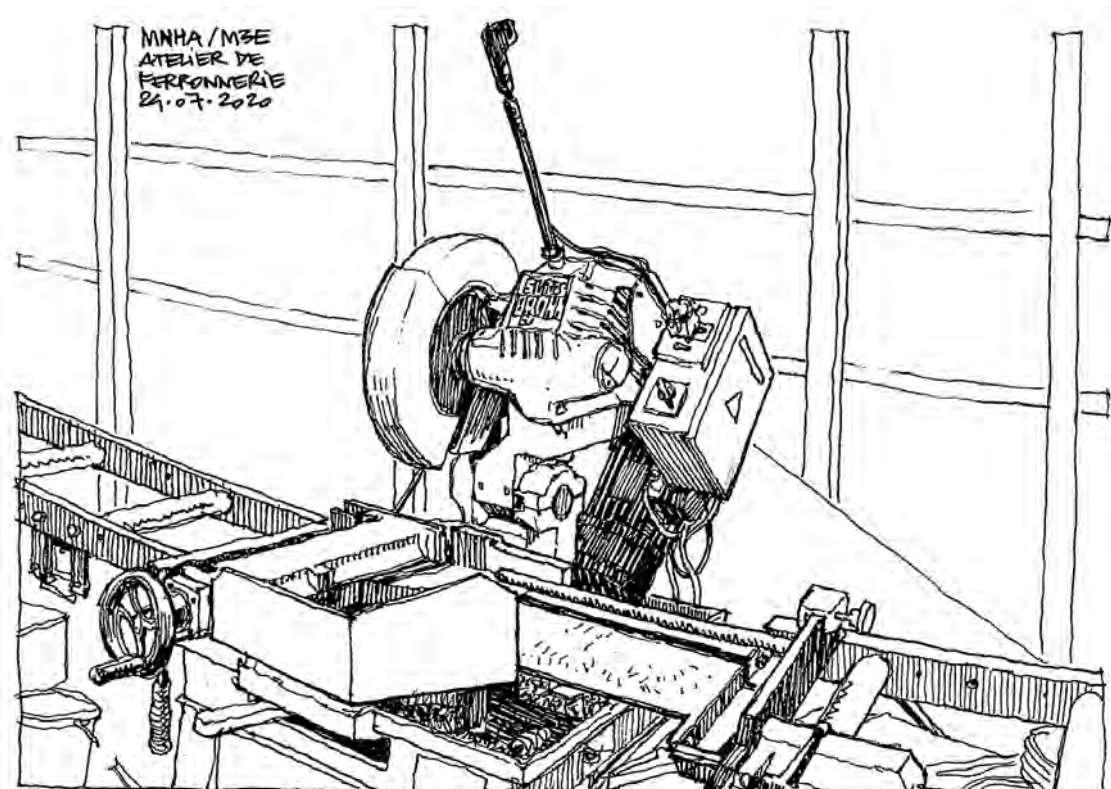
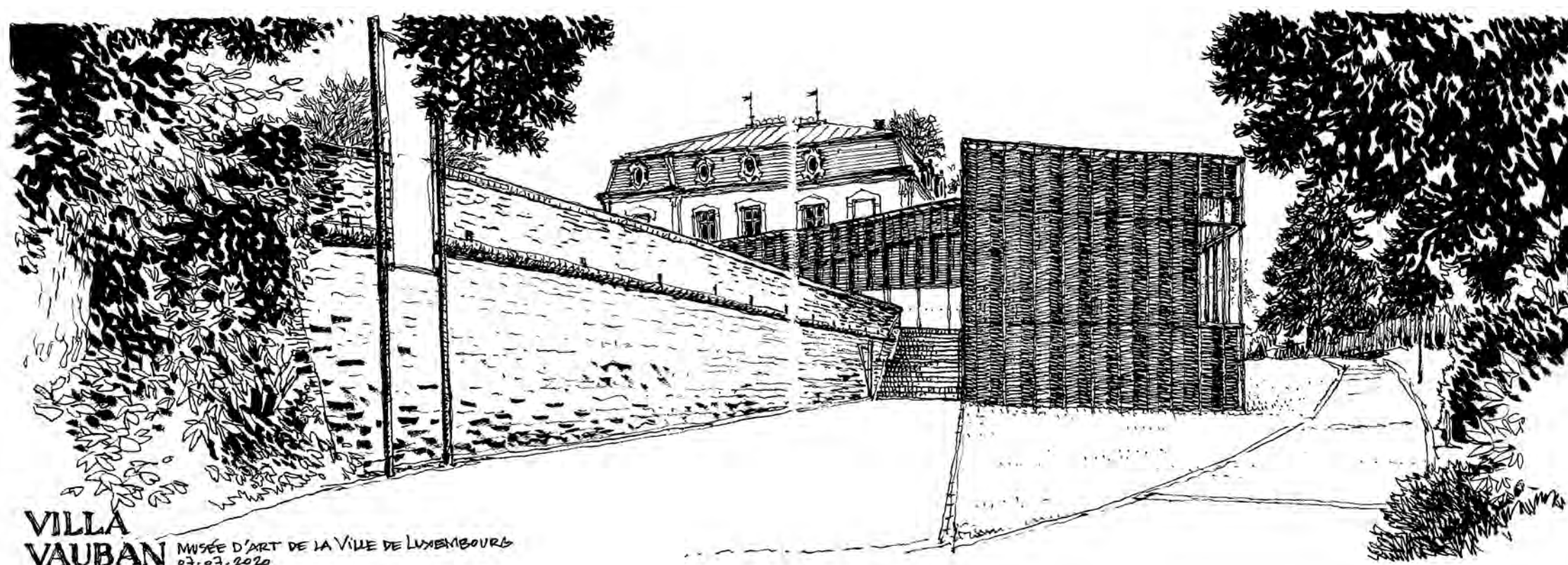
Welche Auswirkungen jenseits des finanziellen Aspektes hat die Krise um Covid-19 auf Museen? Durch den Lockdown und die anhaltende Reiseeinschränkungen kamen die Reisen und der Leihverkehr ins Stocken. Reisen für Forschungszwecke, Fachaus-

Nicht alle Museen sind im gleichen Maße von der Krise betroffen. In Ländern wie Luxemburg, Deutschland oder Frankreich befinden sich viele große Häuser in der Trägerschaft des Landes oder der Städte und werden über Zuschüsse finanziert

tausch oder Tagungsbesuche fielen aus und sind weiterhin erschwert. Leihgaben mussten abgesagt werden, konnten vorerst nicht zurück in ihre Sammlung geschickt werden oder nur auf teuren Umwegen. Es ist damit zu rechnen, dass der Leihverkehr sich in 2021 ebenso schwierig erweisen wird. Durch die Zunahme von Risikogebieten und die einhergehende verpflichtende Vorlage von einem Coronatest werden internationale Kunsttransporte erschwert, gerade, wenn es sich um hochkaratige Leihgaben handelt, die von Kurierern begleitet werden müssen. Verläuft der Transport durch mehr als ein Land, kommen noch weitere Schwierigkeiten hinzu, nicht zuletzt durch die Unmöglichkeit einer schnellen Übersetzung des Coronatestes in unterschiedliche Sprachen. Auch die Tatsache, dass in einigen Museen Personal beurlaubt oder entlassen wurde und dass im Winter mit vermehrten Krankheitsausfällen zu rechnen ist, bedeutet, dass der Leihverkehr sich reduziert und die Kosten hierfür steigen. Museen nehmen deswegen aktuell von Blockbuster-Ausstellungen oder teuren Übernahmen Abstand, welche zudem mit geringeren Besuchszahlen finanziell nicht tragbar sind.

Museen werden weiter an Programm, Vermittlung und Ankaufen sparen müssen. Ausstellungen werden sich voraussichtlich auf Sammlungen fokussieren. Das lokale und regionale Publikum sowie der binnenländische Tourismus rücken verstärkt in den Vordergrund der Überlegungen und Strategien der Museen, gerade jener die stark vom Tourismus abhängen. Entsprechend werden auch andere programmatische Themenschwerpunkte gesetzt werden. Kulturinstitutionen bauen derzeit auch auf ein stärkeres regionales Netzwerk und versuchen, die lokalen Künstler/innen zu unterstützen. Der Wettstreit zwischen Original und Reproduktion bekommt vor dem Hintergrund der zahlreichen digitalen Angebote eine neue Wendung; die Möglichkeit, mit Faksimiles in den Ausstellungen zu arbeiten, wird zunehmen.

Die Resilienzfrage ist vor allem eine Relevanzfrage. Selbst wenn finanzielle Pakete für Kulturinstitutionen geschürt wurden, bleibt die Lage in den kommenden Jahren unsicher. Der Kampf um die Gelder hat längst begonnen, und die Etats für die Kultur werden einzeln reduziert, um wesentliche Bereiche wie den Gesundheitssektor aufzustocken. Der Stellenwert von Kunst und Kultur in der Gesellschaft steht somit auf dem Prüfstand. Museen werden insbesondere nun Lobbyarbeit betreiben müssen, damit sie nicht weiter an Besuchszahlen gemessen werden, sondern an anderen Erfolgskriterien. Das qualitative Erlebnis im Museum oder die Besuchsdauer des Publikums, seine Wiederkehr könnten fortan im Vordergrund der musealen Arbeit und ihrer Rezeption stehen. ●



Arnaud de Meyer – oder die Kunst der Beobachtung

Offenes langes Haar, Kinnbart, markante Nase und einfacher Pullover – Arnaud De Meyer (geb. 1971) ist Partner des Architektenbüros Steinmetzdemeyer und als Architekt unter anderem verantwortlich für die Passerelle zwischen Biergercenter und Hôtel de Ville am Knuedler.

Doch seine Leidenschaft gilt eigentlich dem Zeichnen. Bereits als Kind hat De Meyer mit Bleistift die Welt auf Papier

festgehalten. Sein Zeichenheft hat er auch heute noch immer griffbereit in einer Tasche – wenn sich die Gelegenheit bietet, sitzt er sich auf eine Bank oder an einen Tisch und hält fest, was sich ihm offenbart und als interessant erscheint.

In den Illustrationen, die sich quer in dieser Museumsausgabe befinden, hat er für das *Land* die Museumwelt in Luxemburg illustriert. Seine Strichführung ist präzise, aber reduziert

und zeugt von einer genauen Beobachtungsgabe. Nur gelegentlich konterkariert er seine Zeichnungen mit markanten Farbtönen. De Meyer ignoriert das Unbedeutende und skizziert detailliert das Wesentliche.

Seine Kunst ist insofern als Plädoyer zu verstehen, seinen eigenen Blick zu schärfen und sich nicht vom Hintergrundrauschen der Gegenwart nicht ablenken oder verwirren zu lassen. ● ps

VISITES TÉLÉGUIDÉES OU EN LIGNE NUISENT À L'ART

Musées contaminés

Enrico Lunghi

Beaucoup de musées d'art contemporain semblent avoir adopté la même attitude que lors du confinement dû à la pandémie de coronavirus : proposer des visites prétendument virtuelles (il faudrait plutôt appeler cela des visites à distance par écran informatique interposé) de leurs collections et de leurs expositions, plus quelques projets pédagogiques visant à fidéliser, autant que possible, leurs publics - surtout les enfants. C'est fort louable et je ne sais pas vraiment ce qu'ils auraient pu faire d'autre en l'occurrence. Et c'est précisément pourquoi cela révèle un réel problème. Depuis des décennies, les musées (dont une bonne partie sont sur la défensive parce qu'ils sont financés par l'argent public et que leurs coûts augmentent sans cesse) justifient leur existence avec l'argument qu'ils offrent au visiteur la possibilité de se confronter immédiatement avec l'œuvre d'art. Or, c'est justement cette confrontation que les mesures prises pour endiguer le Covid-19 ont d'abord rendue impossible en raison du confinement, puis conditionnelle lorsque celui-ci a été assoupli (obligation du port du masque presque partout, réservation préalable dans nombre de lieux, traçage au sol imposant un parcours unique réduisant le

plaisir d'une aventure libre et d'une découverte individuelle, etc.).

Je suis le dernier à me plaindre que les principaux perdants (temporaires) de ces mesures soient les expositions *blockbuster* et les musées devant lesquels les gens font régulièrement la queue pour entrer : sous le couvert fallacieux de « démocratisation », ces entreprises événementielles sont la négation même d'une approche sensible et intellectuelle de l'art en le réduisant à une marchandise et en ne contribuant finalement qu'à l'abrutissement et à l'enlaidissement général¹. Mais même les plus petits et les moins visibles des musées et centres d'art ont souffert des mesures imposées pour lutter contre la pandémie. On peut se demander s'il est vraiment nécessaire d'infliger le port du masque là où on ne compte guère plus d'une vingtaine de visiteurs individuels par jour.

Un certain nombre de musées, notamment ceux d'art contemporain, aiment à se considérer comme des lieux de la pensée alternative et même de la contestation de l'ordre établi, voire de l'émancipation des idéologies dominantes. Mais au vu de la vitesse



à laquelle ils ont généralement adopté, et même anticipé, les mesures de distanciation sociale², on s'interroge sur leur capacité à être véritablement à la hauteur de ces ambitions. Voici un exemple : dès le 28 avril, le Cimam (Comité international des mu-

sées d'art moderne) a publié un texte intitulé *Precautions for Museums during Covid-19 Pandemic*³ dans lequel il est préconisé (à l'exemple de la National Gallery de Singapour, de M+ de Hong Kong et du Mori Art Museum de Tokyo) « de mesurer la température de chaque visiteur, de prendre ses nom, adresse et numéro de téléphone, de lui demander de présenter une autorisation de déplacement ou un certificat de santé... » et cela pour voir, dans des salles presque vides, des œuvres qui ne craignent absolument rien du virus. Même les supermarchés ne sont pas allés aussi loin !

Il est possible aussi de penser les musées comme des instruments de normalisation et de formatage, et surtout de promotion de l'idéologie dominante

Il me semble que de telles initiatives témoignent d'une inquiétude larvée : celle de préserver à tout prix le statu quo au lieu de réellement faire face à un changement radical⁴. Rappelons que les musées sont apparus avec l'ère industrielle et au moment où se développe et s'institutionnalise la conscience historique. C'est aussi le moment où s'impose le concept de progrès, concept qui, d'après des études anthropologiques récentes, était probablement une réponse conservatrice aux critiques des sociétés occidentales de la part des non-Européens, surtout Amérindiens⁵. Dans cette perspective, le progrès n'est plus un facteur libérateur, mais une méthode d'assujettissement. Dès lors, il est possible aussi de penser les musées comme des instruments de normalisation et de formatage, et surtout de promotion de l'idéologie dominante (comme l'ont généralement été les musées d'ethnologie du 19^e siècle pour l'expansion coloniale). En se débarrassant de la notion de progrès, le postmodernisme a pu donner l'illusion de fournir un nouvel élan libérateur mais, on l'a bien vu ces dernières décennies, c'était pour se livrer pieds et mains liés au bon vouloir du marché qui, en financiarisant même l'art, a fini par achever toute transcendance. Peu à peu, les musées *mainstream* se sont rendus à cette idéologie et il en reste bien peu qui font autre chose que gérer plus ou moins directement les intérêts - en monnaies sonnantes et trébuchantes ou symboliques - de la finance internationale⁶.

Mais voilà que la pandémie vient brusquement ébranler cet édifice sinistre et peu vertueux, construit avec la complicité du politique et largement soutenu par l'industrie médiatique et événementielle. Du jour au lendemain, les masses de visiteurs ont disparu et la circulation des œuvres d'art - nécessaire à la réalisation des expositions à grand public - a chuté de manière vertigineuse. Pour les musées, la perte de revenus en entrées, mais aussi en objets dérivés (merchandising) et en sponsoring (les sponsors, mécènes et autres soi-disant philanthropes sont particulièrement sensibles au nombre de visiteurs), peut avoir des conséquences désastreuses. Nombreux sont ceux qui devront réinventer leur fonctionnement, mais aussi leur mission.

Or, face à cette menace, les principales pistes explorées sont celles qui font la part belle à la digitalisation. C'est l'exact opposé de la confrontation physique immédiate qui fonde la raison d'être des musées. Certes, la présidente du Cimam, Mami Kataoka, reconnaît que ces derniers doivent se positionner par rapport au « réchauffement climatique et à la durabilité », mais à aucun moment n'affleure le soupçon que les solutions proposées font partie du problème et qu'elles contribuent aux désastres sociaux, économiques et écologiques qui s'annoncent, voire les accélèrent. Il ne reste alors que le déni de réalité et le refuge utopiste comme issue, jusqu'à imaginer que les musées ne seraient plus des lieux « où les gens se rassemblent pour apprécier l'art », mais des espaces spacieux - donc plutôt vides, j'imagine - où l'on vient « contempler les questions fondamentales de l'existence... et la beauté de la vie ».

Ainsi, tout porte à croire que les musées (après avoir soutenu, parfois malgré eux, la financiarisation de l'art), se transformeront bientôt en promoteurs symboliques d'un monde désincarné où règne le simulacre en 5G, ce qui reflète bien l'impasse de nos sociétés productivistes qui n'ont d'autre solution qu'une fuite en avant désespérée et suicidaire. Et comment pourrait-il en être autrement si désormais mêmes les institutions dont elles s'étaient dotées pour penser et imaginer un ailleurs, une pensée autre, n'en sont plus capables ? Du coup, en pensant à *La sagesse de Kandiaronk* et à son influence sur les philosophes des Lumières, on réalise qu'en plus d'un crime humain effroyable, l'Occident a commis une faute incommensurable en exterminant les Indiens d'Amérique : il n'y a plus d'Autre pour pousser les musées à se réinventer, et l'ironie veut que ce soit un minuscule virus qui dévoile les limites et la fragilité d'un système qui a tout éliminé en dehors de lui. À cette aune, le slogan « Nuit des musées » prend une consonance lugubre. ●

¹ Lire à ce sujet Annie le Brun : Ce qui n'a pas de prix, Ed. Stock, Paris, 2018.
² J'ai horreur de ce terme : pourquoi ne pas avoir plutôt promulgué celui de distanciation physique, plus utile en cas de pandémie ? Peut-être parce que la distanciation sociale, c'est-à-dire l'agrandissement de l'écart entre riches et pauvres, en sera le résultat palpable et qu'ainsi les esprits y seront préparés...
³ <https://cimam.org/news-archive/precautions-museums-during-covid-19-pandemic/>
⁴ C'est ce que font aussi les parti politiques dit écologistes qui ne servent finalement qu'à envelopper le système productiviste capitaliste d'un voile de pudeur verte. Voir à ce sujet l'excellent reportage de Jeff GIBBS, La planète des humains ou comment le capitalisme a absorbé l'écologie. <https://www.youtube.com/watch?v=yC3mVW1fow>
⁵ Voir le passionnant texte de David Graeber : La sagesse de Kandiaronk : la critique indigène, le mythe du progrès et la naissance de la gauche. <http://www.journaldumauss.net/?La-sagesse-de-Kandiaronk-la-critique-indigene-le-mythe-du-progres-et-la>
⁶ En louant des espaces pour ses collections au Freeport Luxembourg, le Mudam actuel concrétise bien cette évolution : un musée financé par l'argent public vient ainsi renflouer les caisses d'une entreprise privée soutenue par l'État mais au service des grandes fortunes qui échappent à l'impôt...
⁷ <https://cimam.org/news-archive/mami-kataoka-president-cimam-talks-about-potential-long-term-impact-covid-19/>

La Bibliothèque nationale du Luxembourg présente

LES TERRITOIRES DE

JOËL LEICK

Œuvres sur papier

Livres d'artiste

EXPOSITION

24 SEPTEMBRE –

12 DÉCEMBRE 2020

BIBLIOTHÈQUE NATIONALE DU LUXEMBOURG

37D, AVENUE JOHN F. KENNEDY LUXEMBOURG

du mardi au vendredi 10h à 20h / samedi 10h à 18h

INTERNATIONAL

Museums and power in the age of Covid-19

Laurence Brasseur

Museums are fascinating: they are places where collecting, preservation, research, learning and entertainment happen, giving us opportunities to engage with our heritage and culture. But museums are also fascinating for a darker, perhaps less obvious reason: they are places of (contested) power. Power relations may be invisible, yet they permeate every connection that the museum has: with staff, audiences and collections. We might ask, for example, how are museums positioned in terms of workforce diversity? Who are the permanent and temporary exhibitions aimed at? Who decides how objects are interpreted?

These questions (and related ones) have been discussed for quite a while now, and action – or calls to action – in response to them were on the rise in recent years. Then came the pandemic. With many countries facing a lockdown, followed by a reopening under heightened safety and distancing measures, museums had to rethink many of their normal practices. In Luxembourg and elsewhere, there was widespread talk about how museums could develop their online offerings and adapt their spaces and exhibits to the new measures. Their ability to adapt and make rapid changes were often praised in this respect. A more critical light was also shed on the economic and human repercussions of Covid-19 and lockdown. In this climate of uncertainty and change, we appear to have the ideal opportunity to reflect on the impact of the current situation on existing power relations.

With safety being the order of the day, museums around the globe have made exceptional efforts to protect the people circulating around their premises – staff and visitors alike. Regarding their employees, it is now a priority for museums to build a working environment in which people feel as safe as possible. Vulnerable workers and older tour guides and volunteers deserve extra protection so that they can continue to work in the places they love, whether they do so in person or remotely. We also know that certain sections of society, in particular those who are financially disadvantaged, have been the most affected by the pandemic in terms of health and income. If we transfer these insights to the context of museums, we quickly realise that the most exposed workers are not those at the top of the career ladder but rather the front-of-house workers and, most significantly, the essential but rarely acknowledged cleaning staff. Furthermore, with many museums facing shrinking revenues and several international museums facing the looming prospect of closure, staff may be laid off or contracts and projects may be cancelled. Again, it will be those in the most precarious situations, such as part-time staff, freelancers and artists, who will be the most affected.

Similar to museum workers, visitors need to be protected or at least feel safe enough to go to museums again. As well as requiring people to wear face masks and stay distanced, museums have taken additional measures, such as removing touchscreens, limiting their programming, introducing online booking for visits and offering self-guided tours that people can do on a smartphone. It is important to remember that these changes, especially those requiring digital skills and devices, are likely to create new barriers that may prevent some people from visiting museums and engaging with exhibits. That said, the sector's development

and engagement. It needs to be said, though, that not all museums have the capacity to invest in online content and to develop their digital presence. While there are differences between large and small museums, there are also wide disparities between museums in different parts of the world. A recent UNESCO report showed that some institutions (for example, in African countries) do not have the necessary technical resources and will therefore be more affected by the current situation. That said, museums can build relationships with communities using other channels, without having to rely on online or in-person visits. We have seen imaginative and inspiring examples across the globe from museums and other cultural institutions. For example, the Royal Albert Memorial Museum & Art Gallery in Exeter sent creative activity packs to isolated people in response to requests by phone. Another impressive example comes from Melbourne's Yarra Plenty libraries, where the staff phoned all 8000 of their members over the age of 70 to chat and ask them if they needed any help – even for things that were not related to their library membership.

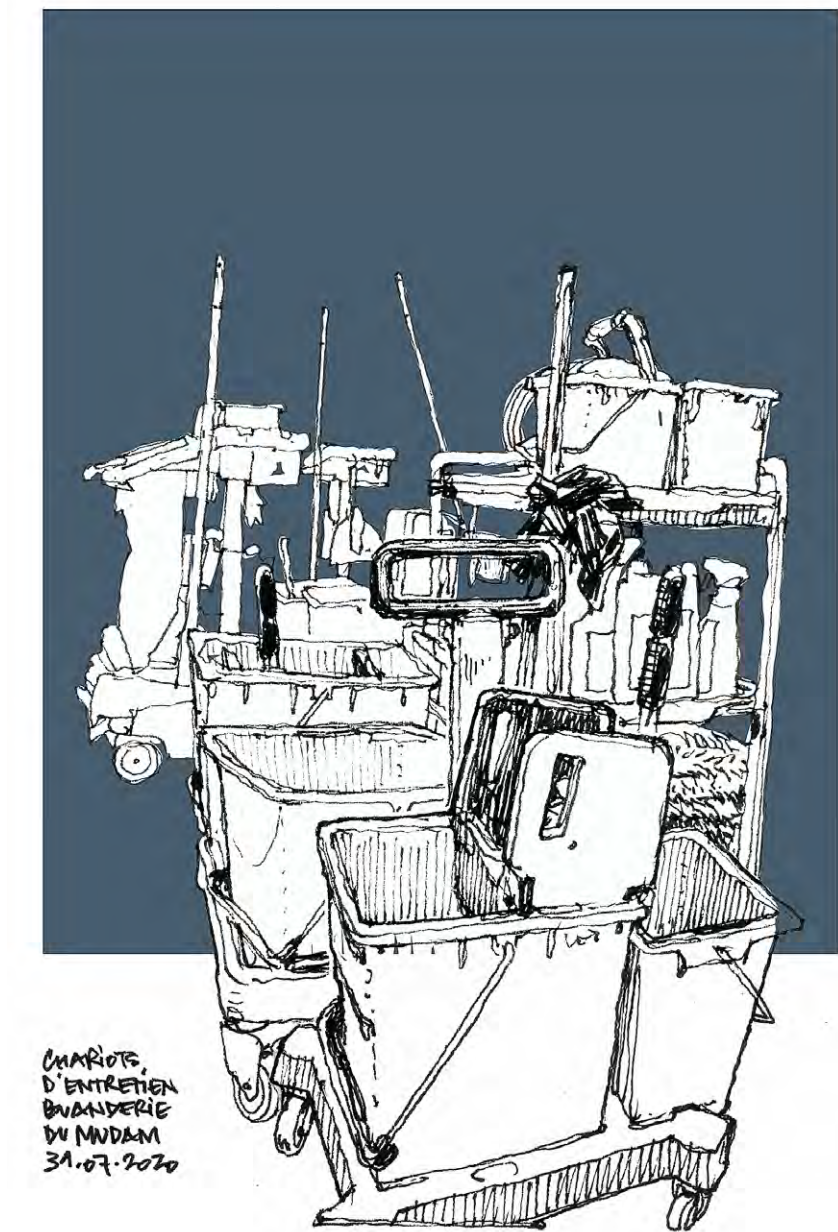
Finally, the pandemic will also affect museums' collections. Dwindling budgets may have an impact on acquisitions and exhibition-planning – even though the effects need not always be negative. Fewer blockbuster and travelling exhibitions will ultimately benefit the environment and may provide incentives to create regional partnerships. This is also an opportunity to rediscover and reimagine collections. For example, museums might question how objects have been interpreted and whose stories have been represented so far. The last couple of months were not only marked by the pandemic but also by the momentum created by the Black Lives Matter movement, and Luxembourg was no exception. It is therefore a timely moment to look at collections through a new lens; for example, by reinterpreting colonial objects in partnership with Afro-descendant communities and by questioning whether enough space has been given to black artists in museums. If museums make room for more diversity in terms of voices and stories, their audiences might ultimately become more diverse too.

The last few months have undoubtedly begun to influence power structures in museums – for better or for worse. The question now is how museums might seize the opportunities, rather than focus on the limitations, created by the pandemic to call into question existing practices and transform endeavours into action. A time when everyone has been propelled outside their comfort zone and forced to change old habits could be the perfect moment for museums to push their own boundaries. ●

If museums make room for more diversity in terms of voices and stories, their audiences might ultimately become more diverse too

of digital media and communication during lockdown (and beyond) has the potential to make museums more accessible. People with limited mobility who are not able to visit a museum in person and people who do not have the opportunity to visit during opening times are two examples of groups who could benefit from online content and programmes such as virtual tours and talks, and many museum websites have indeed experienced increased traffic during lockdown. While this sounds promising, it is worth remembering that a higher number of online visits does not necessarily tell us whether a museum is actually attracting new visitors. It might well be that people who ordinarily would have visited in person have simply switched to visiting online.

Online offerings were essential during lockdown but should continue to complement physical offerings to allow for the widest possible access



DIE MUSEUMSWELT DISKUTIERT, OB UND WIE MUSEEN POLITISCH SEIN SOLLTEN

Fragile Elfenbeintürme

Populistische Bewegungen verjagen Kuratoren, die nicht patriotisch genug sind. Ehrwürdige Gemälde von nackten Nymphen müssen abgehängt werden, weil sie nun als sexistisch empfunden werden. Neonazis beklatschen Exponate aus der NS-Zeit. Die Leiterin eines ethnografischen Museums lädt Indigene ein; die weigern sich aber, mit einer Frau ins Depot zu gehen. So hatten sich Museumsleute die lange beschworene „Öffnung zur Gesellschaft“ nicht vorgestellt.

Wie sehr politische Konflikte und gesellschaftliche Umbrüche die Musentempel verunsichern, zeigen einschlägige Konferenzen. Bereits 2018 stellte der Deutsche Museumsbund seine Jahrestagung unter das Motto „Eine Frage der Haltung. Welche Werte vertreten Museen?“. Der Verband der Museumspädagogen folgte mit der Tagung Politische Dimensionen musealer Vermittlung. Im Rahmen der EU-Trio-Ratspräsidentschaft von Deutschland, Portugal und Slowenien organisierten jetzt der Deutsche Museumsbund und die europäische Museumsvereinigung NEMO eine Konferenzreihe zum Thema Museen und soziale Verantwortung.

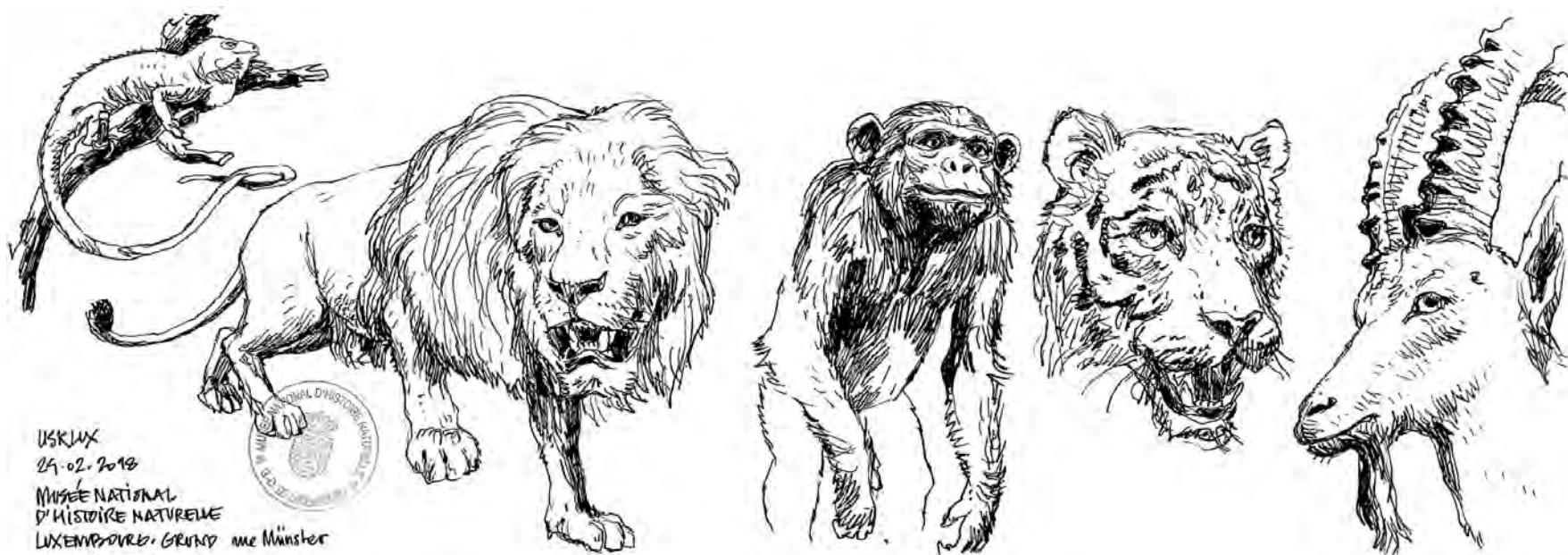
„Werte neu aufgegriffen“, das erste dieser Treffen, ging am 17. und 18. September 2020 über die Bühne, wegen der Corona-Krise nur online. Die finnische Museumsvereinigung zum Beispiel berichtete, dass ein neues Gesetz in Finnland die Museen dazu verpflichtet, die „Demokratie zu fördern“. Die Staatlichen Museen zu Berlin stellten ein Pilotprojekt für „politische Bildung in Museen“ und „Empowerment“ junger Menschen vor. Vertreter von Europarat, EU-Parlament und Unesco erörterten, wie „die wertvolle Arbeit der Museen im Hinblick auf eine europäische Gesellschaft optimiert werden“ könne.

Ebenfalls von der deutschen Regierung gesponsert war Anfang September

Museum Futures, ein Martin Roth Symposium zu Ehren des ehemaligen Direktors des V&A-Museums in London, der aus Enttäuschung über den Brexit gekündigt hatte. Fünf Tage lang wurde diskutiert: „Welchen Beitrag zur Demokratisierung können Museen in Zeiten wachsender antiliberaler Tendenzen weltweit leisten?“ Der Architekt David Chipperfield etwa empfahl, künftig weniger und leichter zu bauen und Museen besser an ihr gesellschaftliches Umfeld anzupassen.

„Im Museum arbeiten immer noch nur Weiße, abgesehen von der Putzfrau.“ Julia Grosse

„Museen und Misserfolge“ war das Abschluss-Thema des Symposiums. Aussterben sei das ultimative Scheitern, warnte Sarah Darwin, eine Nachfahrin des Naturforschers. Malgorzata Ludwisiak, eine geschasste Museumsdirektorin aus Polen, forderte allgemein mehr politisches Engagement. Die Museen selbst seien jedoch „sehr fragile Institutionen“, die gegen autoritäre Regierungen nichts ausrichten könnten. Die Kunstjournalistin Julia Grosse maulte, die Diskussion kreise schon ewig um die gleichen Fragen: neues Publikum, Diversität, Inklusion von Minderheiten – „aber im Museum arbeiten immer noch nur Weiße, abgesehen von der Putzfrau.“ ● Martin Ebner



Cadre médiéval pour art contemporain

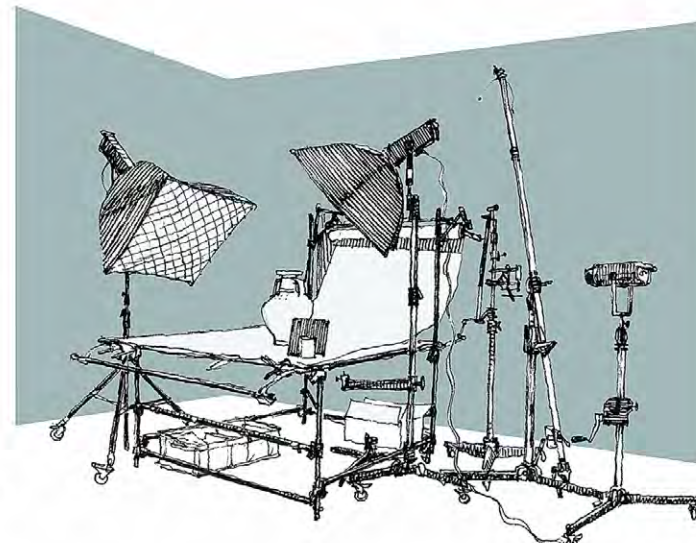
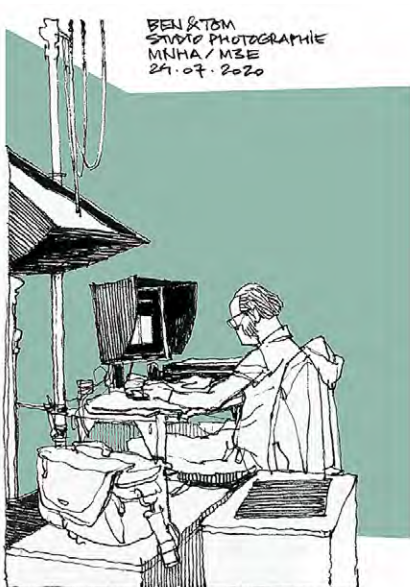
France Clarinval

La Kenschthaus Beim Engel devient le Casino Display et se dote d’une résidence. Les (très) jeunes artistes y trouveront un espace d’exposition et de rencontre

Sur Facebook, la « Galerie Beim Engel » (à l’angle de la rue de la Loge et du Bredewee dans la vieille ville de Luxembourg) est annoncée officiellement fermée depuis le 1^{er} septembre 2019. Dans l’année qui a précédé, on a pu y voir, sous le titre générique *Intro*, des expositions collectives autour de différents médias : dessin, sculpture, photo, graphisme et même mode ou *packaging*. Le ministère de la Culture, après des années de tâtonnement où la Kenschthaus était ouverte (gratuitement et depuis 1982) à qui le demandait sans travail curatorial de sélection, avait un temps repris la main avant de jeter l’éponge ne pouvant pas « fournir l’accompagnement nécessaire aux artistes » (Sam Tanson, *d’Land*, 17.05.2019).

Il a ainsi été décidé que le Casino Luxembourg aurait la charge de faire vivre cet espace, avec une mission plus spécifique vers les (très) jeunes artistes, ceux qui sont encore dans des écoles d’art ou en sortent tout juste. « Cela deviendra une étape pour les jeunes, dans le cheminement de leur carrière, avant le Casino ou le Mudam », disait encore la ministre de la Culture à l’époque. Un budget de 168 000 euros lui a été alloué pour 2020 – en espérant le voir reconduit au moins au même niveau pour l’année prochaine.

Première étape pour parvenir à faire revivre le lieu : restaurer, sécuriser, clarifier les espaces. L’ensemble est constitué de constructions de diffé-



rentes époques, remontant au moyen-âge, et a subi, au fil des ans, des ajouts plus ou moins bricolés et plus ou moins réussis. Le travail, mené par l’architecte d’intérieur Nathalie Jacoby avec le Service des sites et monuments nationaux, permet de rendre l’ensemble plus cohérent, plus lisible, plus neutre, tout en respectant les constructions anciennes et la structure du lieu. Uniformisation des sols, intégration de cimaises, élévation des faux-plafonds et... création d’un logement. Cela n’a pas été sans mal, dans le contexte historique du bâtiment, d’obtenir les autorisations nécessaires, mais c’est désormais acquis. Car le projet que mène le Casino Luxembourg s’articule principalement autour d’une résidence d’artiste. « Un artiste associé s’installera ici pendant six mois et aura le lieu à sa disposition. À lui de se l’approprier pour en faire une plateforme de recherche, d’échange et de création », résume Christine Walentiny, en charge du projet. Un premier artiste a été choisi, sans appel ni jury, mais parce qu’il a présenté un projet. S’étant déjà fait une place comme DJ et musicien sous le nom de Cleveland, Andrea Mancini s’est formé à l’ERG à Bruxelles et travaille comme graphiste et designer indépendant. Il bénéficiera de cette première résidence pour mener son projet pendant la première partie de 2021.

Des résidences d’artistes, le Casino Luxembourg en a déjà organisé, et de nombreuses. Pendant cinq ans, à partir de 2010, dix artistes ont bénéficié de l’« Aquarium » pour produire et exposer une œuvre. Par la suite, des artistes en résidence ont travaillé dans l’espace public, se confrontant directement au contexte urbain et... aux chantiers de la capitale. Si la plupart des réalisations étaient plutôt réussies, la contrainte du lieu et du temps pour produire une œuvre a remis en question le modèle de ce type de résidence. « Pour cette nouvelle résidence, nous n’imposons pas de résultat, nous n’obligeons pas à produire des œuvres et à les exposer », souligne la responsable. Pendant la durée de la résidence, les galeries d’exposition seront utilisées comme espaces d’atelier, espaces qui pourront être ouverts ponctuellement pour des visites notamment par des écoles et lycées. Deux professeurs détachés sont à l’œuvre pour collaborer avec les enseignants, notamment des sections artistiques, mais pas seulement.

Parallèlement à la résidence, des écoles d’art de la Grande région seront invitées et, dans la mesure du possible, associées aux projets de l’artiste. Constatant l’absence d’études supérieures en art plastique, le Casino Luxembourg a noué des partenariats avec quatre écoles (École supérieure d’art de Lorraine, Metz/Épinal, École nationale supérieure d’art et de design à Nancy, la Haute École des arts du Rhin à Strasbourg et Mulhouse, Hochschule der Bildenden Künste Saar à Sarrebruck.). « Il est possible que nous en ajoutions d’autres, peut-être en Belgique, mais le travail que nous menons avec ces écoles doit pouvoir être profond et dans la durée », estime Christine Walentiny. Nadina Faljic, jeune curatrice formée à l’Université de Sarrebruck, sera d’ailleurs associée à l’équipe du Casino Luxembourg pour repérer les plus prometteurs des étudiants et leur offrir un espace d’exposition.

Initialement prévue pour le printemps 2020 avec la Triennale Jeune création, l’ouverture du Casino Display – c’est le nouveau nom choisi, même si tout le monde dit encore « Beim Engel » - a été reculée, pandémie oblige, à février 2021. Pour ne pas attendre cette date et « envoyer un signal positif » aux artistes comme au public, une première exposition a été présentée dans le cadre des Journées européennes du patrimoine. Clin d’œil aux messages que les enfants italiens collaient à leurs carreaux pendant le confinement, la brève exposition rassemblant des jeunes issus des écoles partenaires s’intitulait *Andrà tutto bene* (« Tout ira bien ») et était visible depuis l’extérieur, dans les fenêtres. Des dessins au fusain et à la pierre noire sur une toile évoquant un linéol de Marceau Pensato, les très sensibles vaisselles en cire qui fondent doucement de Mahé Cabel, un verre feuilleté qui se fissure sous son propre poids de Manon Nicolay et la projection toute simple mais vibrante d’Anna Coulet, indiquaient, le temps d’un week-end que quelque chose allait changer au coin de la rue de la Loge.

Un artiste associé s’installera pendant six mois et disposera des espaces du Beim Engel. À lui de se les approprier pour en faire une plateforme de recherche, d’échange et de création

Pour asseoir le lien avec les écoles et lycées, le Casino organise aussi *display.ed*, une sorte de foire de l’étudiant, focalisée sur les métiers créatifs et culturels qui sont généralement mal connus et peu considérés dans les rencontres estudiantines classiques. Des écoles d’art, de design et d’architecture du Luxembourg et de la Grande Région y présentent leurs formations et des ateliers sont proposés pour faire découvrir différentes facettes de ces métiers. Une première édition s’est tenue en février dernier, attirant pas loin de 600 élèves, et l’expérience sera répétée dans quelques mois. De la documentation restera à disposition des jeunes sur place.

Rechercher les jeunes talents qui seront les peintures de demain, offrir un espace de recherche, créer une plateforme d’échange, les missions du nouvel espace sont nombreuses. S’il réussit à se forger une identité et attirer un public spécifique, il se peut que le Casino Display devienne plus vivant et plus intéressant que le Casino lui-même. ●

FROM DARK TO LIGHT

MINERALS & GEMS

@ NATUR MUSEE

25, rue Münster LUXEMBOURG

23|10|2020 - 6|6|2021

OPENING HOURS: Tuesday - Sunday 10h 00 - 18h 00



Im Land der wilden Museen

Marie-Paule Jungblut

Traditionelle Heimatmuseen in Luxemburg versuchen die bäuerliche Welt so zu rekonstruieren, wie sie tatsächlich gewesen ist. Damit reproduzieren sie jedoch tradierte Gesellschaftsbilder und Wertvorstellungen, ohne sie kritisch zur Diskussion zu stellen. Das muss nicht so sein

In einer *Stoff* mit gedecktem Tisch und einem bäuerlichen Anrichtschrank samt einer Moselwein-Flasche steht ein Sessel. Polierte Herrenschnürstiefelchen, eine Lesebrille, eine Schirmmütze und eine Zeitung machen ihn im *Wein- und Folklore*museum *A Possen* zum Großvateressel eines imaginären alten Winzers, der seinen (wohlverdienten?) Ruhestand genießt. Das neben dem *Fauteuil* aufgestellte Spinnrad suggeriert eine Frau, die auch während der *Ucht*, wie das gesellschaftliche Zusammensein bei Musik, Gesang und Erzählungen in Luxemburg genannt wurde, nicht ruht. Von den Schwierigkeiten des Alltags einer achtköpfigen Familie, die auf den mit Plastik überzogenen Orientierungsblättern für Besucher angedeutet werden, ist in diesem und in anderen Museumsräumen kaum etwas zu spüren.

Das Gleiche gilt für das *Museum Thillenvogtei* in Rindscheiden, wo der vor einem *Kolonnenofen* aufgestellte Sessel neben einem Holzkorb an den „Alten am Ofen“ erinnert, den der Luxemburger Germanist Johann Peter Erpelding 1938 in dem *Im Sengen*strom der Heimat betitelten Lesebuch für Primärschulen beschrieb. Erpeldings alter Mann wühlte „von Zeit zu Zeit in dem wurmstichigen, quetschenden Holzkorb, [suchte] nach dem rechten Stück und [legte] es auf die glimmenden Kohlen“. Dem aufmerksamen Beobachter drängt sich die Frage auf, ob sich seit den 1930-er Jahren nichts in der Perzeption des bäuerlichen Alltags geändert hat.

Szenenwechsel: Im *Musée rural* in Binsfeld erwartet die Besucher unter anderem die rekonstruierte Kammer eines Knechts. Ein männlicher Puppenkopf liegt unter einer sich auf und ab bewegend roten Steppdecke. Schnarch-Geräusche aus einem Lautsprecher sowie eine Schnapsflasche mit Glas auf dem Nachttisch lassen den Eindruck eines Mannes aufkommen, der seinen (sonntäglichen?) Alkoholausschweif der Nachttopf steht bereit. Trotz des Raumtextes, der auf die schwierigen Arbeits-

bedingungen in der bäuerlichen Welt hinweist, weckt diese Installation ebenso wie die Mosel-Stube bei den Besuchern in erster Linie Agrarromantik-Gefühle.

Dreidimensionaler Einblicke in vergangene Lebenswelten

Besucher/innen lieben Dioramen, wie die Rekonstruktionen von lebensweltlichen Zusammenhängen von Museumsfachleuten genannt werden. Weil sie sich in eine andere Zeit und an einen anderen Ort versetzt fühlen, so die amerikanische Muse-

Bei wilden Museen handelt es sich um Häuser, die eine eigensinnige Form des Sammelns und Ausstellens pflegen und sich nicht dem wissenschaftlich kategorisierenden Diktat von professionell geführten Institutionen unterwerfen

umsfachfrau Donna R. Braden in ihrem 2019 erschienenen *Buch Spaces that Tell Stories*. Ob es sich um ein Schlafzimmer, ein Klassenzimmer oder eine Küche handelt, die immersiven Installationen erzählen Geschichten, die die Phantasie idealerweise durch Drama, Erzählung und multisensorische Komponenten anregen. Die von den Museumsmacher/innen arrangierten Objekte repräsentieren zumeist eine zeitlich unbestimmte Alltagskultur der mittleren und niederen Schichten, was das Identifikationspotenzial der dargestellten Szenen beim Publikum – häufig Familien aus der Mittelschicht und Grundschulklassen – erhöht.

In ihrem 2012 veröffentlichten Buch *Wilde Museen. Zur Museologie des Amateurmuseums* bezeichnete die Kulturanthropologin Angela Jannelli Museen wie das *Musée rural* in Binsfeld, das *Museum A Possen* und ähnliche Häuser in Anlehnung an Claude Lévi-Strauss' Konzept des „wilden Denkens“ als wilde Museen. Es handelt sich dabei um Museen, die eine eigenständige und eigensinnige Form des Sammelns und Ausstellens pflegen und sich nicht dem wissenschaftlich kategorisierenden Diktat von professionell geführten Häusern unterwerfen. Wilde Museen verfügen in der Regel über eine Fülle an Objekten und verzichten auf die bewusste Trennung von Ausstellung und Depot. Ihre Betreiber bemühen sich darum, möglichst viele Objekte auszustellen. Auch wenn der Sammlungskern der betroffenen Häuser in vielen Fällen – wie im *Museum A Possen* oder in der *Thillenvogtei* – von einem einzelnen Sammler zusammengetragen wurde, so werden sie doch inhaltlich meist durch einen Förderverein von Gleichgesinnten gesteuert. Daran ändert sich auch kaum etwas, wenn das Museum dank öffentlicher Zuwendungen professionelle Unterstützung erhält. Seine Träger sammeln und präsentieren Dinge, die für sie persönlich relevant sind. Das zeigt sich auch im regionalgeschichtlichen *Bauern- und Handwerksmuseum Peppingen*, das 2003 eine Kutschensammlung aufnahm, die keine lokale Verankerung aufweist, aber bis dahin von einem

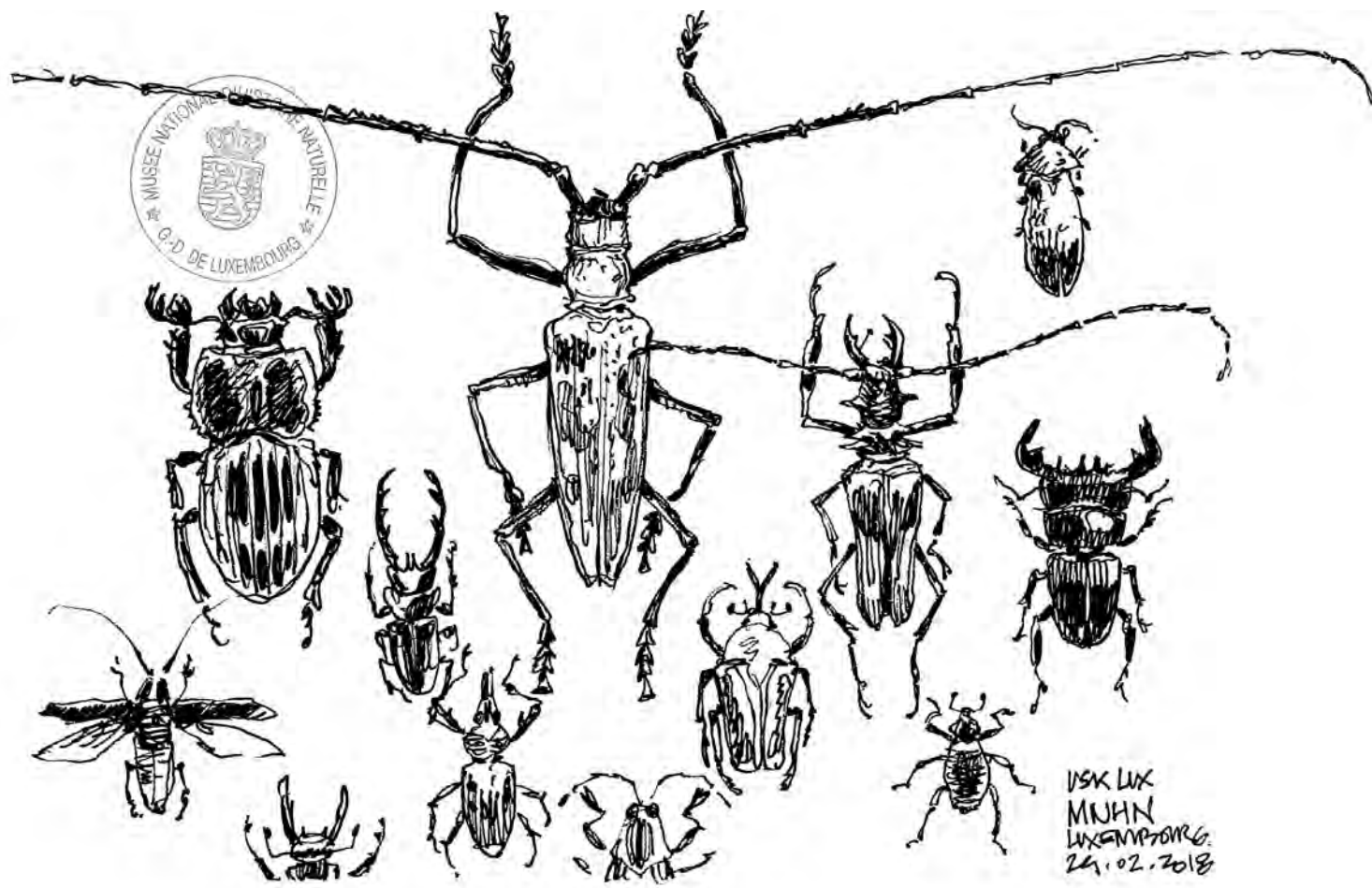
sich in der Mitgliedschaft zum Teil mit dem Geschichtsverein des Bauernmuseums überschneidenden Sammlerverein betreut wurde.

Für die „Bricoleure“, wie Jannelli die begeisterten Heimatkundler bezeichnet, ist die Ausstellung mehr als nur eine Spielstätte. Sie liefert gleichzeitig den inhaltlichen Rahmen für die Strukturierung der Sammlung, so Jannelli. Dioramen sind deshalb beliebte Ausstellungsformen, weil sie den Amateur-Kurator/innen erlauben, ihre Objekte so zu arrangieren, dass sich aus ihrer Sicht schlüssige und sinnvolle Bilder ergeben.

Nostalgische Vergangenheitsverklärung

Das Ausstellungen mehr sind als bloße Bebilderungen von Themen mit Exponaten, sondern durch das räumliche Inbesetzen von Objekten, Texten und anderen Medien eigenständiger Bilder schaffen, wie der deutsche Volkskundler und Museumstheoretiker Gottfried Korff bereits 1995 in einem Aufsatz mit dem Titel *Die Eigenart der Museumsdinge* festhielt, kann an zwei Luxemburger Beispielen nachgewiesen werden.

In einem dem religiösen Alltag gewidmeten Sammlungsraum des *Museums A Possen* haben die Ausstellungsomacher religiöse Utensilien kommentarlos angeordnet: Weihwassergefäße reihen sich an Weihwassergefäße, Holz- und Metallkreuze befinden sich neben Kreuz- und Jesusdarstellungen, Muttergottesbilder aller Art und ein Rosenkranz hängen bei kreisförmig geordneten Muttergottesanhängern. Wertvollere dreidimensionale Objekte werden durch Vitrinen geschützt. Der Raum vermittelt eine undatierte, aber durch das leicht altertümliche Aussehen der Exponate in der Vergangenheit liegende Allgegenwart des Katholischen im Leben der Menschen. In einer Vitrine befinden sich auf einem Glasblett über einer Gruppe von Krippenfiguren drei sogenannte „Nickneger“ (lux. *Mietcher*). Es handelt sich dabei um Missionsspardosen, die bis in



die 1970-er Jahre in den Kirchen – zuletzt nur noch in der Weihnachtszeit neben Krippen – aufgestellt wurden. Über einen speziellen Mechanismus nicken die dargestellten knienden, schwarzen Bittsteller bei Geldeinwurf. Die Objekte sind materielle Zeugnisse eines schwierigen kolonialen Kulturverbes, das durch die fehlende Kontextualisierung im *Museum A Possen* in den harmlosen Folklorebereich verfrachtet wird und das menschenverachtende Bild des für Almosen dankenden Schwarzen weitertransportiert. Kritische Ausstellungstexte oder Fotografien, auf denen die Methoden zu erkennen wären, mit denen die weißen Missionare die Kolonialherren bei der „Zivilisierung“ der einheimischen Bevölkerung unterstützten, sollten die gängige Lesart der Exponate brechen und den Besucher/innen eine vielfältigere Sicht auf ihre Vergangenheit ermöglichen.

In einer globalisierten Welt haben Heimatmuseen das Potenzial, die Sehnsucht vieler Menschen nach Sicherheit, Entschleunigung und Zusammenhalt zu befriedigen und ein Identifikationsangebot zu liefern

Ausstellungstexte können den normativen Charakter der von den Inszenierungen konstruierten Bilder ent-, aber auch verschärfen, wie an einem Beispiel des Binsfelders Museums deutlich wird. In dem „Moral und Unmoral“ betitelten Raumtext heißt es in deutscher Übersetzung: „Die christliche Familie sollte ein Heim von Frömmigkeit, Moral und Ordnung sein, in dem die Kinder zu Fleiß und Ordnung erzogen wurden. [...] Die große Familie war eine Solidargemeinschaft, die in der Not häufig an der Grenze zum Existenzminimum lebte und sich um die Alten und Kranken kümmerte. Gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklungen haben diesen Zusammenhalt sichtbar gelockert und die großen Familien mit mehreren Generationen unter einem Dach sind heute verschwunden. [...] Bis vor ein paar Jahren war die Bevölkerung im Ösling zu 100% katholisch. Der Pfarrer war die oberste moralische Instanz und sorgte in seinen Predigten und in der Schule für Anstand. Der Modernismus, das Zusammenleben ohne Trauschein, der Alkohol, die Bälle und unsittlichen Bücher wurden verteuelt. Um

1900 begann ein Wandel, der sich auch in den Dörfern durchsetzte: Pastoraltheologische Schriften aus den 50er und 60er Jahren beweisen, wie die Kirche für Sitten und Moral kämpfte. In den letzten Jahren wurde der Riss auch in Luxemburg immer größer. Im Jahr 2015 unterschrieb der Staat mit fünf Glaubensgemeinschaften ein Abkommen, das die Trennung von Kirche und Staat besiegelt.“

Illustriert wird der Text einerseits durch die abstrakte Zeichnung von zwei tanzenden Menschen, die dem Kleidungsstil nach in die 1960/70-er Jahre gehören, und durch ein Bild, das fünf junge Frauen mit knielangen Röcken an einem Kneipentisch zeigt. Die Bildzeile lautet: „Vor ein paar Jahren noch undenkbar. Mitte der 60er Jahre sitzen diese jungen Damen im Restaurant mit Alkohol und ohne männliche Begleitung.“ Am unteren Rand der Texttafel befindet sich eine Reproduktion des Titelblatts der 1854 vom luxemburgischen Geistlichen Joseph Kalbersch publizierten Streitschrift *Gebrauch und Mißbrauch geistiger Getränke: oder Wein und Brantwein im Mittelalter und in unserer Zeit*.

In einem angrenzenden Raum zeigt eine lebensgroße, durch den Kleidungsstil der abgebildeten Mutter und Tochter in die 1930-er Jahre zu datierende Photographie, wie moralisch integrierte Frauen in der „guten alten Zeit“ aussahen. Die auf dem Tisch präsentierte Schrift von Heinrich Festing *Wege zum Heil* stammt allerdings aus dem Jahr 1982. Das ebenfalls ausgestellte Buch *Mädchen auf grosser Fahrt 5. Weggefährtinnen durch das Mädchenjahr mit Erzählungen des Schweizer Kapuzinermonchs P. Ezchid Britschgi (1917-2006)* wurde 1957 erstmals aufgelegt. Ergänzt wird die Binsfelders Präsentation durch einen „alten“ Katechismus, ein Kreuz, ein undatiertes Marienbild, einen undatierten hölzernen Kinderstuhl und ein weißes (Messdiener?) Gewand mit Spitze. Kurz: Die Objektsammlung stellt einen als anachronistisches Tableau interpretiert werden, das dem Besucher bildhaft ein katholisches weibliches Rollenmodell vermittelt.

Der Text über „Moral und Unmoral“ lässt die Vermutung zu, dass die Museumsbetreiber diesem Frauenbild unkritisch gegenüberstehen. Auf der Museum-Webseite fordern sie die zukünftigen Besucher/innen auf, während des Rundgangs ihr Leben mit dem ihrer Vorfahren zu vergleichen und die Veränderungen zu reflektieren. Die Erzählweise, die sie in ihrem Museum pflegen, lässt allerdings die Frage aufkommen, ob sie ernsthaft daran interessiert sind, den Dialog mit Menschen anderer Glaubens- und Lebensentwürfe zu fördern oder ob es sich bei ihrem *Statement* lediglich um ein Lippenbekenntnis handelt.

Ein anderer Weg

Dass es möglich ist, dem Besucher eine Sicht auf die ländliche Vergangenheit zu bieten, die zugleich unterhaltsam ist und auf kulturelle Triviale Konstrukte verzichtet, kann an einem Beispiel aus dem *Musée en Piconrue* im benachbarten belgischen Bastogne deutlich gemacht werden. In der 2015 unter dem Titel *Les Âges de la Vie* erneuerten Dauerausstellung nutzten die Kuratoren ein altertümliches Ehebett, um die Bedeutung der Ehe im ländlichen Milieu zur Diskussion zu stellen und nicht etwa, um ein bäuerliches Schlafzimmer zu rekonstruieren, wie das im *Binsfelder Museum* der Fall ist. Die fiktiven Ehegatten sind durch zwei digitale Fotografien einer Frau und eines Mannes in Hochzeitskleidern aus der Museumsammlung zugegen. Die Verknüpfung der Exponate mit der Geschichte entsteht durch den Sockel, auf dem sich das Bett befindet. Durch die

Umnutzung des Betts als Vitrine für Objekte, die mit der Ehe zusammenhängen. Und durch die einheitliche rote Farbgebung aller nicht originalen Objekte. Die Farbe Rot kann symbolisch als Farbe der Liebe interpretiert werden. Neben dem Bett steht eine Holzstatue aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die den katholischen Heiligen Gangulf darstellt. Dieser wurde der Legende nach vom Liebhaber seiner Frau – einem Priester – getötet und galt in manchen Ardennen-Dörfern als Schutzheiliger der unglücklichen Eheleute und der betrogenen Ehemänner. Das Exponat wurde dem Museum von der Kirchenfabrik von Vielsalm zur Verfügung gestellt und befand sich sicher nie in einem ehelichen Schlafzimmer.

Durch die ungewohnte Kombination dieses Objekts, das aus einer Kirchausstattung stammt, mit Dingen aus privatem, bzw. ehe-intimen Bereich, gelingt es den Ausstellungsverantwortlichen, die Besucher humorvoll anzuregen, die Gültigkeit des Verlobt-Verlobt-Verheiratet-Seins und Kinderkriegen-Schemas in Frage zu stellen. Und über den Einfluss der katholischen Kirche auf gesellschaftliche Moral und Unmoral nachzudenken.

In allen Museumsabteilungen hebt das Spiel mit dem Formenkanon die Dauerausstellung des Musée en Piconrue weit über die dreidimensionale Repräsentation der bäuerlichen Ardennen-Gesellschaft in traditionellen Heimatmuseen hinaus. Sie regt zur Reflexion an über die sich wiederholenden Gesellschaftsbilder, die traditionelle Heimatmuseen seit vielen Jahren unverändert entwerfen. Mit dem Einbezug von kontroversen Themen wie Abtreibung und vielfältigen Bezügen zur Gegenwart ermutigt das Haus seine Besucher/innen, ihre etwaige idyllische Vorstellung der „guten alten Zeit“ neu zu bewerten.

Heimatmuseen als handelnde Institutionen

Durch die Aufnahme in Museumssammlungen werden Objekte zu materiellen und immateriellen Zeugnissen von Menschen und ihrer Umwelt. Der französisch-polnische Museologe Krzysztof Pomian spricht von der Verwandlung von Dingen in Zeichenträger oder Semiophoren. Diese kulturelle Dimension des Museums wird ergänzt durch seine mediale Dimension, die der französische Museologe Jean Davallon als sinnstiftendes Repräsentationsritual beschreibt. Museen haben eine symbolische Funktion. Durch die Selektion dessen, was die Verantwortlichen insbesondere von kulturgeschichtlichen Museen in ihre

Sammlungen aufnehmen, und wie sie mit den Zeugnissen des Natur- und Kulturerbes auf der öffentlichen Bühne umgehen, tragen sie maßgeblich dazu bei, ob sich Menschen inkludiert oder exkludiert fühlen. Die zentralen diesbezüglichen Fragen lauten: Wessen Geschichten werden erzählt? Welche historisch gewachsenen Narrative werden übernommen und welchen wird widersprochen?

Aufgrund der Überschaubarkeit des Raums und der Lebenswelten, mit denen sie sich befassen, kommt den Heimatmuseen eine besondere Bedeutung zu. Ihre Sammlungen, die meist auf den Alltag von niederen und mittleren Gesellschaftsschichten verweisen, könnten es ihnen erlauben, über die Darstellung von anekdotischen Klischees hinaus Mikro- und Makrogeschichte zu verbinden. In einer globalisierten Welt haben sie das Potenzial, die Sehnsucht vieler Menschen nach Sicherheit, Entschleunigung und Zusammenhalt zu befriedigen und Menschen einer bestimmten Region ein Identifikationsangebot zu liefern. Die Erzählweisen der Ausstellungsverantwortlichen, wenn sie Objekte aus ihren Sammlungen zeigen, entscheiden darüber, ob ihr Haus sprachliche, konfessionelle, kulturelle, sexuelle oder soziale Minderheiten einbezieht oder stigmatisiert.

Einen Weg, wie Heimatmuseen ihre reichen Sammlungen nutzen können, ohne in naiven Lokalexhibitionismus zu verfallen, weisen etwa Leitfäden, die im Rahmen des Forschungsprojekts der Universität Oldenburg *Neue Heimatmuseen als Institutionen der Wissensproduktion*, in dem sich fünf lokal verankerte Museen zwischen 2011 und 2014 zusammengeschlossen hatten, entstanden sind. Neben einem Instrumentarium zur Selbsteinschätzung der Qualitäten ihrer Museen liefert der Forschungsverband den Betreibern auch Anleitungen, wie kleine (Heimat-)Museen Konzepte für eine offene Wissensproduktion erarbeiten können.

Museen sind zugleich ein Abbild der Geschichtskultur einer Gesellschaft und beeinflussen diese durch den öffentlichen Charakter ihrer Ausstellungen maßgeblich. Wenn es den Akteuren vor Ort gelingt, einen zeitgemäßen Umgang mit dem Themenbereich Gender zu finden, den Abschied von der Dorf-Idylle zu wagen und Themen wie Zuwanderung in ihre Museumspräsentationen einfließen zu lassen, dann können Heimatmuseen zu privilegierten Orten werden, wo das „Wir“ eine Bedeutung über die Mauern unterschiedlicher Lebensentwürfe hinweg bekommt. ●

16.10.2020 – 21.2.2021

BEYOND THE MEDICI

FLORENTINE ART IN THE BAROQUE
THE HAUHOHL FAMILY COLLECTION





Christian Mosar

New Kid in Town Farbflecken auf dem Parkettboden. Staubverschmierte Fenster. Und an einer Wand hängt ein abgerissenes Poster mit dem Titel: *Das Mädchen aus der Lüneburger Heide*. „Das hier sollen später Ateliers für Künstler werden“, sagt Christian Mosar. „Ich glaube, ich werde diesen Raum so *rough* lassen.“ Blaues Hemd, Jeans, Sneakers und Panto-Brille – Christian Mosar führt bereits seit einer halben Stunde durch das einstige Möbelbaus Lavandier in Esch, doch noch immer hat er nicht alle Räume gezeigt.

Anfang des Jahres hat die Stadt Esch den Gebäudekomplex von rund 3 000 Quadratmeter von Pit Lavandier für 10,5 Millionen Euro abgekauft. Der einstige Möbelmogul lebt mit seiner Frau weiterhin im *Penthouse*, und einige Objekte zeugen noch von seinem Privatleben: ein möblierter Aufzug, ein Porsche in der Tiefgarage und ein menschengroßer Kühlschrank für die Wildjagd im Keller. Aber ansonsten steht Mosar, dem ersten Direktor der neuen Kunschthal Esch, die gesamte Fläche für zeitgenössischen Kunst zur Verfügung.

Die Kunschthal Esch soll kein Ort für arrivierte oder apologetische Siegerkunst sein, sondern ikonoklastisch mit einem Hauch von Anarchie

Dass Mosar die Kunschthal Esch eröffnen soll, wird ihn wohl selbst am meisten überraschen. Der gelernte Kunsthistoriker sollte eigentlich gemeinsam mit Nancy Braun das Prestigeprojekt Esch 2022 organisieren. Doch im Mai kam es zum Bruch, seither ist Mosar Angestellter der frEsch asbl und zuständig für die Kunschthal und das Bridderhaus, einer zukünftigen Künstlerresidenz in Esch. Warum es zum *Moxit* kam, darüber bewahren alle Stillschwiegen. Aber natürlich weiß insgeheim jeder, dass Braun und Mosar als Team nicht funktionierten – sowohl auf persönlicherer wie auf konzeptueller Ebene. Oder wie es aus dem Kulturministerium diplomatisch heißt: Beide sind „falsch gecastet“ worden.

Territorial Pissing Mosar will die Geschichte um die Europäische Kulturhauptstadt nun hinter sich lassen und Vollgas im Kunschthaus geben: Er genießt die volle künstlerische Freiheit, will in der Kunsthalle vier bis sechs Ausstellungen pro Jahr veranstalten und mittelfristig bis zu 16 Mitarbeiter einstellen. Und auch sonst hat er große Pläne: „Ich will die *Manifesta* nach Esch holen“, so Mosar. „Und irgendwann auch den Luxemburger Pavillon in Venedig in der Kunschthal konzipieren.“

„Die Manifesta nach Esch holen“

Pol Schock

Christian Mosar ist der erste Direktor der neuen Kunsthalle in Esch/Alzette. An Ambitionen mangelt es ihm nicht

Das klingt äußerst ambitioniert, manche würden es wohl als anmaßend bezeichnen. Kevin Muhlen, künstlerischer Direktor des Casino Luxembourg, wird die Aussagen von Mosar wohl auch als Angriff deuten. Aber Mosar hält seine Ideen für realisierbar und sieht seine Kunschthal nicht in Konkurrenz zum Casino stehen. „Ass den Escher Theater eng Konkurrenz zum Casino stehen?“, so Mosars rhetorische Replik. Zudem

lehnt er ein „Pyramide der zeitgenössischen Kunst in Luxemburg“ ab, wonach es eine vertikale Hierarchisierung der musealen Institutionen gibt, die bei einer einfachen Galerie beginnt und beim Mudam endet.

Mosar genießt für seine Vorhaben dabei die Gunst und Unterstützung der Stadt Esch. Als sein Gönner gilt vor allem

Kulturschöffe Pim Knaff (DP), der sich viel von Mosars *Know How* in zeitgenössischer Kunst erwartet und maßgeblich verantwortlich ist für die Umsetzungen des Escher Kulturplans *Connexions*. Kern dieses Plans, der bis zum Jahr 2028 reicht, sind unter anderem die Kunschthal, das Bridderhaus und das Bâtiment IV. Auch wenn die Stadt Esch sich davor hütet, es so zu formulieren, sollen diese Projekte die Escher Bevölkerung langfristig mit dem unpopulären Kulturhauptstadt-Projekt Esch 2022 versöhnen. Manche fragen sich allerdings, wo die Stadt Esch auf einmal die vielen Millionen Euro für Kulturpolitik findet – immerhin liegt das Kulturbudget bei rekordverdächtigen 16 Prozent. Wie hoch Mosars Budget für die Kunsthalle sein wird, will er nicht verraten, aber dem Vernehmen nach soll es deutlich über einer Million Euro liegen.

Ikonoklasmus Nun steht erst einmal eine Umbauphase bis Herbst 2021 an: Teppichböden entfernen, Sanitäranlage bauen, zusätzliche Notausgänge anbringen und die Struktur des Gebäudes so freilegen, dass sie idealerweise mit Kunst bespielt werden kann. Doch allzu viel will Mosar nicht verändern: Die Kunschthal soll wie die Kunsthallen in Deutschland ein schlichter Ort für zeitgenössische Kunst sein: Multimedial und interdisziplinär, ein Haus das sich mit den drängenden Fragen der Gegenwart auseinandersetzt. Sie soll „Werk- und nicht Künstlerorientiert“ sein, so Mosar. Will heißen: Keine Schau der großen Namen, des Bling-Bling oder der Häppchenkunst. Eher soll es eine Plattform der Vernetzung und des Experimentierens sein, wo Künstler/innen sich austoben und keine Angst vorm Scheitern haben sollen. Die Kunschthal soll jung, kreativ im besten Fall avantgardistisch sein. Kein Ort für arrivierte oder apologetische Siegerkunst, sondern ikonoklastisch mit einem Hauch von Anarchie. „Vielleicht so wie das Palais de Tokyo in Paris“, sagt Mosar. Als *Appetizer* dient gerade die Schaufenster-Installation *Un monde parfait* des Künstlerpaars Martine Feipel und Jean Bechameil sowie ein Werk des Wiener Künstlers Alfredo Barsuglia: *Das Wunder*, ein Kugelauto, das vor der Kunsthalle steht.

Eventisierung Doch auch die Kunschthal Esch wird nicht rein als Museum fungieren, kein profaner Ort der Kunst sein. Sondern sie wird der Stadt ebenso als Raum für gesellschaftliche Anlässe zur Verfügung stehen und auf den Zug des internationalen Phänomens der *Eventisierung* der Museumswelt aufspringen, der gerade nur temporär durch Corona ausgebremst wird. Ob das nicht den avantgardistischen Anspruch von Mosar konterkariert, wird sich zeigen.

Die Kunschthal verfügt zudem über zwei Sammlungen: Die zeitgenössische Kunstkollektion der Stadt Esch sowie die Sammlung des Kunstliebhabers Marc Modert. Letztere umfasst rund 2 000 Objekte – vorwiegend von Luxemburger Künstler/innen –, die Modert der Stadt Esch geschenkt hat. Mosar wird sie in einem rund 500 Quadratmeter Großen Keller lagern. Was genau er damit vorhat, weiß er noch nicht, es gelte zunächst die Sammlung, die frei nach dem Geschmack von Marc Modert erstellt wurde, professionell zu erschließen. Aber das ist alles noch Zukunftsmusik, ebenso wie eine *Manifesta* in Esch. ●



Un monde parfait
des Künstlerpaars
Martine Feipel und
Jean Bechameil

Ewiger Widerstand

Pol Schock

Museumsdirektor Frank Schroeder will das nationale Resistenzmuseum von der Luxemburger Widerstandsgeschichte des Zweiten Weltkriegs emanzipieren

Wie ein Relikt aus einer anderen Zeit sieht der Sakralbau am Brillplatz aus: hohe Pfeiler, kahle, monumentale Architektur – und sehr viel Beton. Das Gebäude am Brillplatz (oder Placé de la Résistance) ist beeindruckend und passt rein optisch so gar nicht in das urbane Bild von Esch/Alzette. Und wer sich bis vor kurzem dem Gebäude näherte oder gar das Foyer betrat, stellte fest, dass der Zahn der Zeit am Resistenzmuseum nagt: schmutzige Fassade, bröckelnde Decken. Fast so, als wäre das Motto: Resistenz gegen Erneuerung.

Doch seit einiger Zeit geschieht etwas: Gerüste stehen vor dem Gebäude. „Spätestens 2020 werden wir wieder hier sein“, sagte Frank Schroeder bereits 2017, als der Plan für das neue Resistenzmuseum der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Der Direktor des Hauses fügte damals ein leises „hoffentlich“ hinzu, wohl wissend, dass öffentliche Bauten sich selten nach Zeitplan realisieren lassen.

Tatsächlich ist das Museumsteam von Schroeder Ende 2020 noch nicht zurück an seiner eigentlichen Wirkstätte. Das Baugerüst steht noch immer vor dem Sakralbau – die Sanierung mitsamt Vergrößerung des Museums stellt sich für Ingenieure und Architekten komplizierter da als gedacht. Schroeder steht zwischen dicken Betonwänden, Kabel hängen von der Decke, Staub bedeckt den Boden. Er zeigt auf einen Übergang zwischen dem neuen und dem alten Gebäude: „Beide Teile miteinander zu verbinden, ist technisch hoch anspruchsvoll.“ Das Museum wird nach hinten in eine Baulücke erweitert, die lediglich wenige Meter schmal ist. Hinzu kommt das grundsätzliche Problem mit dem Grundwasser in Esch – immerhin läuft die Alzette nur wenige

Meter neben dem Museum am Brillplatz. Zudem berichtete RTL Anfang des Jahres von „Menschenskeletten“, die bei den Bauarbeiten entdeckt wurden – es handelte sich nur um eine reißerische Fehlmeldung, aber der Umbau verzögerte sich trotzdem. Schroeder bleibt dennoch optimistisch: Er visiert nun Ende 2021 an.

Während der Umbau voranschreitet, stellt sich jedoch die Frage, was das Resistenzmuseum inhaltlich im Jahr 2020 darstellen soll. Das Gebäude wurde 1956 von Architekt Laurent Schmit erbaut und sollte ein sichtbares Mahnmal gegen den NS-Terror darstellen. Ein Erinnerungs- und Gedenkort, dessen Funktion der neue Architekt Jim Clemes nicht umdeuten wollte. Er hält sich mit starken architektonischen Eingriffen (Kostenpunkt: rund 9 Millionen Euro) zurück, „um politische Statements zu vermeiden“.



Das Resistenzmuseum im Umbruch

Doch die Generation der Zeitzeugen ist mittlerweile vergreist oder verstorben. Der Großteil der Bevölkerung in Luxemburg hat keinen oder nur noch einen indirekten Bezug über die Eltern oder Großeltern zum Zweiten Weltkrieg. Einstige Kämpfe zwischen Resistenzlern, also Menschen, die aktiv Widerstand gegen das NS-Regime geleistet haben und Zwangsrekrutierten, die sich eine Uniform der Wehrmacht überstreiften, sich aber als Opfer bezeichneten, sind längst passé.

Frank Schroeder will sich deshalb vom zeitlichen Rahmen 1941-1945 ein Stück weit lösen und das Motiv des Widerstands breiter definieren. Er will den Widerstand gegen repressive Gewaltregimes universell deklinieren und historisch ausweiten. Die Mechanismen der Gewaltregimes seien ähnlich, die Erfahrungen von Opfern vergleichbar. „Wir sollten als Museum die Geschichte des Zweiten Weltkriegs nicht isoliert als abgeschlossenen Prozess betrachten, sondern universelle Lehren daraus ziehen.“

Das birgt natürlich die Gefahr einer gewissen Beliebigkeit: das Resistenzmuseum als Projektionsfläche für sämtliche Leiderfahrungen durch staatliche Strukturen. Oder platter formuliert: als Ort gegen die Vertreibung dunkler Kräfte. Der universelle Ansatz birgt jedoch vor allem die Gefahr, die Gewalttaten der Nationalsozialismus zu relativieren. Denn mit einem vergleichenden Diktaturansatz steht man schnell mitten im Historikerstreit der 1980-er-Jahre, der noch bis in die Gegenwart nachhallt. Wer am Postulat die Einzigartigkeit des Holocausts rüttelt oder die ungeheuerlichen Gewaltmethoden des Nationalsozialismus mit anderen Diktaturen vergleicht, begibt sich auf geschichtspolitisch vermintes Terrain und droht in die Fänge des *Justemilieu* zu geraten. Noch 2019 ist die Entstehung eines Instituts für vergleichende Diktaturforschung an der Humboldt-Universität unter anderem daran gescheitert.

Schroeder ist sich dieser möglichen Einwände bewusst und er stellt klar, dass es keinesfalls darum gehe, eine Debatte über die Einzigartigkeit des nationalsozialistischen Völkermords zu führen, geschweige denn, irgendetwas aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs relativieren zu wollen. Für ihn gehe es vielmehr darum, dem öffentlichen Bildungsauftrag des Museums gerecht zu werden und Anknüpfungspunkte für

eine junge, diverse Bevölkerung in einem modernen Luxemburg zu finden. „Flucht ist nun einmal kein exklusives Phänomen des Nationalsozialismus“, sagt Schroeder. So gern man es auch hätte, aber Verstöße gegen die Menschenrechte begrenzen sich nicht auf das NS-Regime. Deshalb wird sein Museum in Zukunft den Namen Musée national de la Résistance et des droits de l’Homme tragen und sich thematisch ein wenig vom Korsett der NS-Zeit lösen.

„Wir sollten als Museum die Geschichte des Zweiten Weltkriegs nicht isoliert als abgeschlossenen Prozess betrachten, sondern universelle Lehren daraus ziehen.“ Frank Schroeder

Für das neue inhaltlich Konzept hat sich das Museum dabei fachkräftige Unterstützung aus Historikerkreisen zugesichert: Ein historischer Sammelband von rund 500 Seiten, unter der Obhut eines wissenschaftlichen Beirats um die Luxemburger Historiker/innen Sonja Kmec, Vincent Artuso und Paul Dostert, wird im kommenden Jahren erscheinen. Und für die Museumstexte zeichnet sich Historiker Pit Péporté mit seiner Agentur Historical Consulting verantwortlich.

„Wenn alles glatt läuft, werden wir Ende 2021 wieder im Museum sein“, sagt Schroeder. „Hoffentlich.“ ●

Christian Hors-Aschman Champs

16.05—
29.11.2020

Centre national de l'audiovisuel
1b, rue du Centenaire
L-3475 Dudelange
www.cna.lu
Ouvert du mardi au dimanche
de 10h00 à 22h00
Entrée gratuite



LE GOUVERNEMENT
DU GRAND-DUCHÉ DE LUXEMBOURG
Ministère de la Culture

Avec le soutien de
CEPAL S.A.

« Pérenniser et fortifier la place du Centre Pompidou-Metz »

Interview : Loïc Millot

Nommée fin 2019 à la tête du centre Pompidou-Metz, la franco-italienne Chiara Parisi présente les grandes lignes du projet artistique pour lequel elle a été recrutée

d’Letzebuërger Land : *Madame Parisi, avant d’aborder votre parcours professionnel, j’aurais souhaité évoquer brièvement votre formation universitaire. Puisque vous avez suivi une formation d’histoire de l’art à Rome, pouvez-vous me présenter le sujet sur lequel a porté votre thèse et les raisons qui vous ont conduite à choisir ce sujet en particulier ?*

Chiara Parisi : En 1987, je me suis rendue au Palazzo Grassi à Venise qui accueillait une exposition dédiée à l’artiste Arcimboldo. C’est un événement auquel j’ai toujours donné une signification particulière, je pense qu’il a déclenché en moi quelque chose de fort. Encore maintenant, j’aime penser que cette exposition m’a donné le désir d’étudier l’histoire de l’art. J’ai compris qu’une exposition pouvait être un bouleversant mélange de différentes époques en associant des réalités géographiques divergentes et qu’il y avait dans l’art contemporain des personnalités ayant un souffle incroyable. Je n’ai découvert que bien des années après que Pontus Hultén, le premier directeur du Centre Pompidou, était à l’origine de cette exposition, une exposition d’art contemporain en réalité. Je me replonge aujourd’hui avec passion dans cet immense catalogue que j’avais acheté à l’époque, pour une exposition à venir au Centre Pompidou-Metz qui ouvrira le 29 mai 2021. Des artistes comme Rosso Fiorentino ou Pontormo, du courant esthétique dit Maniériste de la fin de la Renaissance, m’ont beaucoup inspiré. Des artistes flamboyants, à la marge des conventions. Mais mes thèses ont été d’abord sur *La Légende dorée*, ouvrage de Jacopo da Voragine datant du XIII^e siècle qui m’a amené à suivre la route des fresques dont les plus connues sont celles de Piero della Francesca dans la chapelle Bacci. J’ai rapidement compris que l’enseignement universitaire n’était pas fait pour moi et j’ai alors écrit une seconde thèse sur l’artiste André Masson et le poète Robert Desnos et l’écriture automatique ; et par la suite, une thèse plus contemporaine sur la « télévision » : de Pier Paolo Pasolini à Silvio Berlusconi.

Puisque vous avez vécu et avez été formée à Rome, pouvez-vous évoquer l’état de la scène artistique romaine telle que vous l’avez connue pendant votre période de formation ? Quels sont les artistes qui vous ont particulièrement marquée à cette époque ?

Quand j’étais étudiante, c’était l’époque de l’avènement du village global, la naissance de l’Union Européenne. Le Mur était tombé. À Rome, dans les années 90, le soir, dans les cafés pas loin de Campo de Fiori, de la Place Navona, on rencontrait une multitude d’artistes. Rien n’était cloisonné. Les regards étaient anti-conformistes. Nous avions alors la possibilité d’assister aux rencontres entre Mario Merz et Jannis Kounellis, à la venue de Marisa Merz, de Iza Genzken, ou encore de Sol Lewitt. D’autres beaux souvenirs sont la fréquentation des ateliers de Carla Accardi et de Luigi Ontani. Ou encore les visites à Emilie Prini dans son palais romain.

Après votre arrivée en France en 2000, vous avez commencé par une expérience de sept années au Centre international d’art et du paysage de l’île de Vassivière (2005-2011) avant de poursuivre à la Monnaie de Paris pendant six ans (2011-2016). Pouvez-vous me dire ce que vous ont respectivement apporté, sur le plan professionnel, ces deux expériences dans le domaine culturel ? Qu’en avez-vous retenu dans le cadre de votre fonction actuelle au Centre Pompidou-Metz ?

Chacune de ces institutions culturelles françaises m’ont donné une force et une conviction de travail qui m’ont amenée ici à Metz. Le point commun, c’est la présence de l’art qui est devenu le langage quotidien que j’ai utilisé dans chacune de ces villes. Un langage qui s’adapte au lieu, mais qui porte un message bien plus universel. Un lieu est un espace d’intensité formé par son histoire, son environnement, sa forme architecturale – autant de paramètres indissociables les uns des autres. La présence des artistes est fondamentale parce qu’elle déploie toutes les potentialités du lieu. Le Centre Pompidou-Metz est tout aussi bien un gardien de la mémoire qu’un laboratoire, et c’est cette double nature qui m’a toujours passionnée et qui continue de m’animer aujourd’hui : concevoir des expositions historiques de la période moderne avec toujours une orientation contemporaine. Le bâtiment représente le moment présent, il y a une fraîcheur et une légèreté qui émanent du lieu. C’est passionnant, il y a une responsabilité inhérente à son passé bâti et l’excitation de construire son avenir.

Depuis la fin de l’année 2019, vous avez été recrutée en tant que directrice du Centre Pompidou-Metz, à la suite d’Emma Lavigne, pour une période de cinq ans. Pouvez-vous présenter les grandes lignes du projet artistique pour lequel vous avez été recrutée ?

Aujourd’hui, mon souhait est de pérenniser et fortifier la place du Centre Pompidou-Metz qui fête ses dix ans cette année. Immense succès pour la région, le Centre participe à l’éternel



Chiara Parisi

« Le Centre Pompidou-Metz est tout aussi bien un gardien de la mémoire qu’un laboratoire, et c’est cette double nature qui m’a toujours passionnée et qui continue de m’animer aujourd’hui »

renouveau d’un territoire, il est devenu une destination culturelle de premier ordre. J’ai à cœur d’amplifier son rayonnement international avec une programmation et une action pédagogique à l’attention de tous les publics, dans et hors les murs. Des expositions et des projets qui permettent de continuer à jeter des ponts entre les disciplines, mais aussi entre les visiteurs, entre les générations. J’aime cette idée d’ouverture au plus grand nombre associée à une exigence artistique, cette particularité du Centre Pompidou-Metz d’être à la fois un musée et un centre d’art, une institution unique, dédiée à l’art moderne et à l’art contemporain. L’année 2021 marque le lancement de la nouvelle programmation, avec les expositions d’art moderne Arcimboldo. *Mettre le monde au monde* ; d’art contemporain avec Katharina Grosse ; celles plus transversales *Écrire, c’est dessiner*, inspirée par Etel Adnan et L’École des créateurs, qui mettra à l’honneur la pédagogie et l’apprentissage au cœur de toutes les actions du musée. Et l’année commencera avec une grande exposition dédiée à l’architecture Aerodream sur les architectures gonflables depuis les années 50.

Le Centre Pompidou-Metz occupe stratégiquement une position centrale au sein d’un bassin transfrontalier (Luxembourg, Allemagne, Belgique). De quelle façon comptez-vous utiliser cet emplacement pour ancrer l’institution que vous dirigez dans le paysage culturel de la Grande Région ? Songez-vous à développer des rapprochements avec les partenaires institutionnels qui s’y trouvent (et, si c’est le cas, avec quelles institutions en particulier) ?

Mon projet est de continuer à nous nourrir du XX^e siècle pour penser le XXI^e siècle européen et international dans son rap-

port avec le milieu et le territoire dans ses dimensions culturelles, économiques et écologiques. Notre action de médiation militante est tournée vers les milieux associatifs, culturels et territoriaux. Les dimensions régionales et transfrontalières sont primordiales et se révèlent magnifiques lorsqu’on peut les consolider avec une multitude de partenaires. Nos projets sont pensés en ce sens pour notre public local et nos voisins frontaliers puisque 25 pour cent de nos visiteurs résident à l’étranger et notamment en Allemagne, en Belgique et au Luxembourg. Fin septembre, j’ai rendu visite à notre voisine et amie, la directrice du Musée de Sarrebruck, avec qui nous avons un très beau lien grâce à la sculpture *Indistini confini* - Noce de Giuseppe Penone, l’une conçue pour Sarrebruck et l’autre pour Metz. Penone unit avec cette son œuvre trois pays : l’Allemagne, l’Italie et la France.

Vous avez travaillé avec des artistes importants et renommés tels que Maurizio Cattelan et Christian Boltanski par exemple. Comment s’est déroulé votre travail de curatrice auprès de ces artistes ?

Inviter un artiste, c’est avant tout un acte de confiance parce qu’il saura créer une œuvre là où on l’attend le moins. Mon rôle est de créer des passerelles entre eux, le public, l’institution et les diverses communautés. À chaque projet, j’ai à cœur de construire une collectivité en mettant en place toutes les conditions pour que de vraies rencontres artistiques se produisent.

Pouvez-vous nous dire quelle sera la première exposition dont vous assurerez le commissariat au Centre Pompidou-Metz et quand celle-ci aura lieu ?

Nous programmons des expositions et des projets qui permettent de croiser les disciplines. J’aime l’idée d’ouverture au plus grand nombre associée à une exigence artistique, cette particularité du Centre Pompidou-Metz d’être à la fois un musée et un centre d’art, une institution unique, dédiée à l’art moderne et à l’art contemporain, au spectacle vivant, à l’éducation artistique et à l’édition. Au printemps 2021 (*ndlr: du 29 mai 2021 – 22 novembre 2021*), nous inaugurerons l’exposition Arcimboldo. *Mettre le monde au monde*. En dialogue avec ses « inventions bizarres », les œuvres de Lavinia Fontana ou Niki de Saint-Phalle constitueront les fragments d’un portrait composite du grand artiste de la Renaissance mis en scène dans une scénographie imaginée par les frères Campana.

Puisque vous avez travaillé en Italie comme en France, pouvez-vous nous dire s’il existe des différences culturelles dans la façon d’appréhender l’art contemporain entre ces deux pays ?

Les différences qu’il peut y avoir entre un jardin à l’italienne comme Bomarzo et un jardin à la française comme celui de Villandry.

Quels sont les artistes contemporains que vous souhaiteriez à l’avenir faire découvrir ou contribuer à faire émerger ?

Au début de l’année 2021, j’ai lancé une invitation à l’artiste allemande Katharina Grosse. Elle s’installera dans la Grande Nef du Centre Pompidou-Metz, qui retrouvera les volumes d’origine aux proportions spectaculaires. Un gigantesque assemblage de tissus, soutenu par des nœuds au plafond, qui n’est pas sans évoquer l’idée d’un rideau de scène, Katharina Grosse invite les visiteurs à « se perdre dans le tableau », à « marcher dans la couleur » et les drapés. Et l’année suivante, une grande exposition conçue comme un roman par les artistes danois Elmgreen & Dragset.

Enfin, quelles sont les expositions d’art contemporain qui vous ont, ces dernières années, impressionnée par le travail curatorial qui y était mis en œuvre ?

Le projet de groupe conçu par Pierre Huygues pour la Triennale de Yokohama, l’exposition *Outliner* de Lynn Cooke au LACMA, celle de David Hammons chez Hauser & Wirth, celle de Eugénie Paultre chez Erna Hecey au Luxembourg, *Soul of a Nation* à la Tate, *Le Monde Nouveau* de Charlotte Perriand à la Fondation Louis Vuitton, l’exposition *Garden of Memory* de Mouna Mekouar pour le musée Yves Saint-Laurent de Marrakech. En ce moment l’exposition au Musée de Sarrebruck sur une mystérieuse et magique collection d’art ancienne italienne et Boris Charmatz au Festival d’Automne. ●

Pandemie-Andenken gesucht

Ines Kurschat

Das Lëtzebuerg City Museum hat Bewohner/innen der Hauptstadt dazu aufgerufen, Gegenstände zu spenden, die ihren Corona-Alltag geprägt haben

Stellen Sie sich vor, Sie müssten eine Ausstellung zu Corona planen: Was würden Sie ausstellen? Was ist für Sie der wichtigste Gegenstand im *Lockdown* gewesen, oder was verkörpert in Ihren Augen am besten die Folgen des Virus auf Ihr Leben und Ihr persönliches Umfeld? Wie kann man die Veränderungen, die ein unsichtbares, mitunter tödliches Virus für uns hat und hatte, das die Arbeit, die Freizeit und den Haushalt veränderte und breite Teile der Wirtschaft lahmlegte, museal darstellen?

„Die meisten denken natürlich zuerst an die Maske. Wir müssen sie im Transport zum Schutz tragen, sie ist aus dem Straßenbild nicht mehr wegzudenken“, sagt Gilles Genot, Kurator des Lëtzebuerg City Museum, der sich über diese Fragen den Kopf zerbricht. Das *Stater Musée* hat die Bürgerinnen und Bürger der Hauptstadt im April dazu aufgerufen, den Gegenstand oder das Werk einzusenden, das ihren Corona-Alltag geprägt hat und diesen so nicht nur für das individuelle, sondern für das kollektive Gedächtnis bewahren.

Zusammen mit Institutionen wie dem Centre national d’audiovisuel oder dem MNHA wird breitflächig im Land zur Corona-Pandemie gesammelt. Der Aufruf ist Teil einer Initiative der Uni Luxemburg. Forscher um den Geschichtsprofessor Benoît Majerus der Uni Luxemburg haben im Rahmen von *Yes we care* gezielt Pfleger und Krankenschwestern zur Corona-Pandemie befragt: Ihre Augenzeugenberichte sollen helfen, ein präzises Bild von der Gesundheitskrise und vor allem den medizinischen Herausforderungen im Kampf gegen eine Ausbreitung des Sars CoV2-Virus zu bekommen. Auf *covid-memory.lu* werden Filme und Fotos gesammelt, die die Stimmung beschreiben, etwa von einer menschenleeren Stadt oder einer Intensivstation. Andere Bilder und Einsendungen erzählen davon, wie Menschen den *Lockdown* erlebt haben: Mit dem Smartphone war es nie so leicht, Momente einzufangen und Dokumentationen zu erstellen.

„Viele haben zunächst Masken eingesendet, selbstgenähte oder gekaufte. Aber wir haben auch ausgefallene Gegenstände zugeschickt bekommen, wie das hier“, sagt Genot und er zeigt auf den Bildschirm seines Computers: Dort ist ein grünes Tisch-Gewächshaus zu sehen, wie es in den 1990-er unter Ökos und Studierenden Mode war: „Jemand hat angefangen, selbst Sprossen zu ziehen.“ Andere haben das Backen oder Kochen für sich entdeckt und alle möglichen süßen und salzigen Rezepte ausprobiert, da die Restaurants geschlossen waren. Eine 86-jährige Dame hat einen Bettüberwurf gespendet, den sie während des *Lockdown* gehäkelt hat, um Gefühle der Einsamkeit zu vertreiben. Wegen der besonderen Schutzauflagen für Risikogruppen konnte sie weder ihr Zimmer verlassen, noch konnte ihre Familie sie wie sonst besuchen, erzählt Genot. Einer hat ein Stück Holz von einer Terrasse eingesendet, die er während der Ausgangsbeschränkungen endlich gebaut hat.

Die Decke und das Holzstück sind nur zwei von vielen persönlichen Gegenständen, Zeichnungen, Tagebucheinträgen und anderen Erinnerungen, die das Lëtzebuerg City Museum rund um das Coronavirus von Zeitzeugen sammelt.

Auch Dinge wie die Warnschilder oder Absperrkonstruktionen sind für das Museum interessant. „Wir haben überdies die Stadtverwaltung und deren Dienste angeschrieben, denn wir sammeln spezifisch von und über die Stadt“, sagt Genot. Busse hielten während des *Lockdown* einen minimalen Fahrdienst aufrecht, um das Buspersonal zu schützen und um die Ansteckungsgefahr zu reduzieren, wurden Absperrungen eingebaut und Hinweisschilder aufgehängt, dass Passagiere die Mitfahrt nur mit einer obligatorischen Maske erlaubt ist.

Die Kinder einer Tagesstätte in Bonneweg hatten Bilder mit Regenbögen und hoffnungsfrohen Blumen gemalt und am Wegesrand aufgehängt, um sich bei denjenigen zu bedanken, die trotzdem die Müllereimer weiter geleert, die Straßen gekehrt und so die Stadt sauber gehalten haben. Gilles Genot hat angefragt, diese Kinderzeichnungen ebenfalls für die Sammlung zu gewinnen.

So versucht das Museum, möglichst viele Aspekte rund um das Virus einzufangen. Was prägend für

die Pandemie in der Hauptstadt ist, ist zu diesem Zeitpunkt nicht so einfach zu bestimmen: „Das wirft grundsätzliche Fragen auf, etwa, ab wann etwas ein historisches Ereignis ist, wie Menschen es erleben und was später Historiker oder Kuratorinnen daraus machen“, gibt Genot zu bedenken.

Die Bedeutung der Corona-Krise für das kollektive Gedächtnis könnte sich im Laufe der Zeit relativieren. Oder auch nicht

„Historische Ereignisse zeichnen sich in der Regel dadurch aus, dass sie abgeschlossen sind.“ Methodologisch ist das nicht ohne: Wie stellen Kurator/innen die Exponate zusammen, wie entscheiden sie, was wichtig ist und was sich als Zeitzeugnis für künftige Ausstellungen eignet und was nicht? Können sie zu diesem frühen Zeitpunkt die Pandemie bereits einordnen? Ursprünglich sollte der Aufruf nur bis April nächsten Jahres gelten, jetzt wurde die Frist auf unbefristet erweitert. „Wir haben gezielt nach Gegenständen, Werke und Zeitzeugnissen gefragt, die nicht mehr gebraucht werden“, erzählt Genot. Beatmungsgeräte sind teuer und werden womöglich noch gebraucht, schließlich gibt es weiterhin keinen Impfstoff gegen das Virus.

Ist der Backautomat, der im *Lockdown* zum Zeitvertreib gedient hat, repräsentativ für die Herausforderungen der Corona-Krise im Alltag der Stadtbevölkerung? Oder eher für eine bestimmte Schicht, die sich im *Lockdown* Müßiggang leisten konnte und nicht wie die Supermarktangestellten und Kassiererinnen jeden Morgen weiter zum Schichtdienst antreten musste?

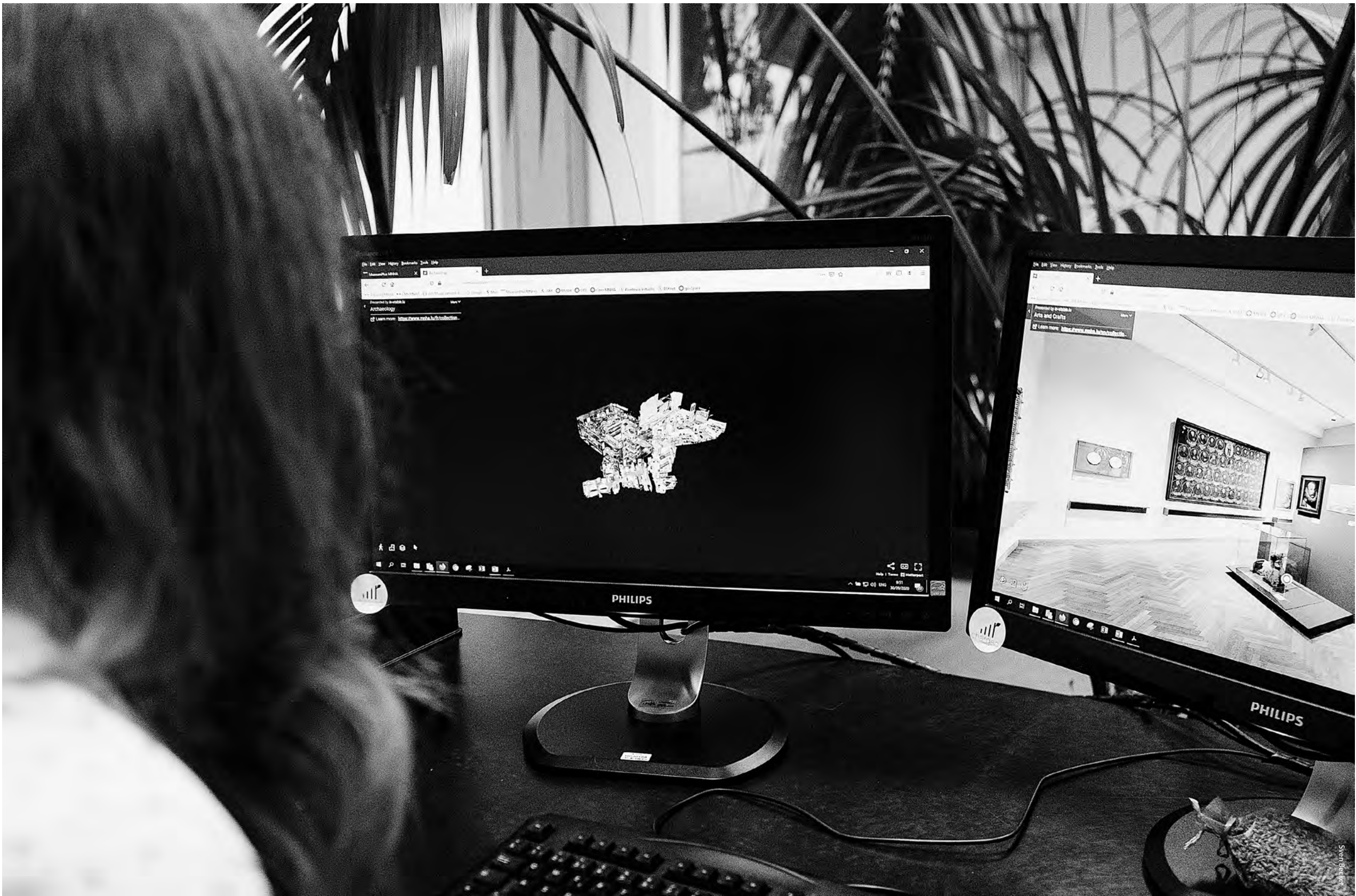
Wer liest und folgt einem solchen Aufruf – und was bedeutet das für die Zusammenstellung einer Sammlung? Das Museum hat den Aufruf in den drei Sprachen Französisch, Deutsch und Englisch verfasst und an die Redaktionen geschickt: „Wir erreichen sicherlich nicht alle“, räumt Genot freimütig ein.

Die Bedeutung der Pandemie könnte sich im Laufe der Zeit relativieren, etwa wenn andere, noch tödlichere Viren, die bisher nicht bekannt sind, die nächste Pandemie auslösen oder andere Katastrophen oder Ereignisse eintreten, die für die Menschen von noch größerer Bedeutung sein werden als das Virus, das weltweit immerhin schon über eine Million Todesopfer gefordert hat. „Die Pandemie könnte der Anfang einer größeren Krise sein, die andere Umwälzungen provoziert, von denen wir heute noch nichts ahnen“, so Boris Fuge, Pressesprecher des Städtischen Museums. Ähnlich wie bei der Spanischen Grippe, die wohl Millionen Menschen das Leben gekostet hatte, deren Schrecken aber rasch durch die Wirtschaftsnot nach dem Ersten Weltkrieg überlagert wurden.

Für die meisten Medien gab es in den vergangenen Wochen und Monaten fast nichts anderes als Nachrichten rund um das Virus, Statistiken zum Infektionsverlauf, zum R-Faktor und die wirtschaftlichen und sozialen Folgen. Doch auch Medien verzerren die Perspektive, wenn sie falsche Akzente setzen, sei es aus Verkaufsgründen, weil eben diese Nachrichten in der Krisenzeit besonders nachgefragt werden, oder weil Journalisten selbst das Ereignis als „historisch“ erleben und hochspielen: „Den Obdachlosen ohne Dach überm Kopf oder dem syrischen Kind im Flüchtlingscamp Moria ist das Coronavirus vielleicht herzlich egal“, gibt Gilles Genot zu bedenken. ●

Wer Zeitzeugnisse zur Pandemie dem Lëtzebuerg City Museum spenden will, kann dies unter www.citymuseum.lu/collection tun





Michèle Platt,
responsable
du service des
publics du
MNHA

Le musée en 3D

Interview : Marianne Brausch

L'institution du Fëschmaart met désormais à disposition des visites virtuelles. Rencontre avec Michèle Platt, responsable du service des publics, et Gilles Zeimet, le digital curator du Musée national d'histoire et d'art (MNHA)

d'Land : Au moment du « lock down », j'ai visité ma première exposition temporaire depuis chez moi : *Brushed by light* de la photographe Carla van de Puttelaar. Le MNHA était donc prêt...

Michèle Platt : On a commencé à travailler sur les expositions permanentes du musée en 2018. C'est une société luxembourgeoise qui nous a contactés pour nous demander si nous étions intéressés à faire scanner l'ensemble des collections en 3D.

Et c'est cette société qui a développé ce programme ?

Gilles Zeimet : Non. Je vais vous expliquer le volet technique. C'est un programme qui a été créé par une société californienne pour le marché immobilier. Cela permet, au lieu de regarder des photos sur Internet, que des clients puissent visiter virtuellement des biens comme s'ils y étaient réellement. Il y a d'autres sociétés qui ont développé des systèmes similaires, mais celui-ci, pour le prix proposé, est qualitativement très performant et le maniement en est aisé. C'est une caméra infra-rouge qui scanne l'espace. Un rayon infra-rouge projette une grille dans l'espace, qui englobe tous les points en 3D et la caméra infra-rouge enregistre tous ces points. En parallèle, cette caméra fait des photos haute résolution. Les points et les photos sont envoyés sur le serveur de modélisation 3D où le modèle est calculé mathématiquement. X heures après, vous recevez un lien où vous retrouvez votre modèle calculé en trigonométrie sur un lecteur multimédia – c'est le même principe qu'une page web sur un site d'hébergement de vidéo. Mais cela ne fonctionne que dans le circuit fermé caméra-serveur. La société luxembourgeoise a acheté une caméra infra-rouge et, pour en revenir aux visites virtuelles du MNHA, elle nous a proposé, dès 2018, le scannage et l'hébergement comme services. C'est un paquet où le scan coûte autant par mètre carré et l'hébergement autant par modélisation.

Le MNHA est donc devenu client. Vous n'êtes pas les seuls au Luxembourg. Esch 2022 pour ne citer qu'un exemple, utilise également de tels instruments de visualisation.

Le lockdown lié au Covid-19 n'est pas à l'origine de l'utilisation de ce programme. Disons qu'il a accéléré les choses car culturellement, c'est un outil enthousiasmant. Pour en revenir au MNHA et à notre

travail de mises en ligne virtuelle des expositions permanentes, donc dès 2018, nous étions dans le 'top 5' avec quelques 800 points, ou objets si vous voulez, scannés. Mais pour que vous puissiez faire la visite, il vous fallait un ordinateur relativement performant. C'est pour ça que nous nous sommes depuis décidés à modéliser individuellement les différentes sections des collections permanentes du musée pour des visites virtuelles par thèmes : archéologie, beaux-arts, numismatique, arts décoratifs.

Pourtant, quand je me suis promenée depuis mon téléphone portable au niveau -1 de la section archéologique, je n'ai eu des informations détaillées que sur deux objets...

Vous vous promenez dans le modèle général du musée de la visite immersive, où vous trouvez les 100 objets emblématiques de l'ensemble des collections, qui est paru la même année, sous la forme d'une publication papier. Nous avions choisi 25 objets emblématiques pour chacune des quatre sections des collections permanentes, ensemble avec les conservateurs. C'est un peu le *best-of* de nos collections !

Venons-en à la mise en ligne des expositions temporaires.

Quand le *lockdown* est arrivé, nous avions donc déjà l'expérience requise pour la mise en ligne d'expositions temporaires. La première a été celle sur les *Maîtres du Baroque Espagnol* puis *Wielen wat mir sinn*. Mais parlons de celle que vous avez vue depuis chez vous, *Brushed by light* de la photographe Carla van de Puttelaar. Nous avions déjà préparé la mise en ligne des œuvres vidéo, les films où l'artiste parle de son œuvre, le catalogue de l'exposition, qui devaient accompagner l'exposition dans les salles du musée. Puis arrive le *lockdown*. D'un jour à l'autre, les lieux culturels sont fermés. C'était le vendredi. Le lundi, j'ai fait un mail au directeur, Michel Polfer, en lui demandant : Puisque l'exposition ne sera pas accessible au public pourquoi ne pas préparer une visite virtuelle ? Le mardi, il a répondu oui. L'exposition aurait dû ouvrir huit jours plus tard... On a pris contact avec l'artiste qui a été enthousiasmée, et c'était parti ! On a aussi décidé à ce moment-là de rouvrir virtuellement une exposition du Musée Dräi Eechelen *Et wor emol e Kanonéier* qui se terminait juste au moment du confinement. Elle

n'était pas encore démontée, on a scanné les objets et donc prolongé virtuellement l'exposition.

J'ai été frappée par le rendu de l'atmosphère de l'exposition *Brushed by light* en ligne... Comme le requièrent ces photographies de l'intimité féminine.

Le problème en effet, c'est la réflectivité des objets comme la photographie que vous citez. Je vais vous dire le secret : nous avons acquis au MNHA un système d'éclairage LED qui permet de moduler l'intensité de la lumière et on peut équiper la caméra infra-rouge de différents types de filtres.

Sur quoi travaillez-vous maintenant ?

Nous alimentons massivement la plate-forme des collections avec un focus particulier sur l'art luxembourgeois. Notre collection compte des milliers d'œuvres dans nos dépôts. Nous avons par exemple un grand nombre de dessins du peintre Roger Berthomes qui, sur dix ans, ont peut-être été montrées une fois (et encore seulement pour partie). Désormais, vous aurez des fiches complètes, avec des œuvres sur lesquelles vous pourrez zoomer. *Wielen wat mir sinn* restera en place une année encore, à l'étage quatre qui a été aménagé spécialement. Et donc, on pourra tout de même avoir accès à la collection d'art contemporain de la section Beaux-Arts du MNHA. La numismatique luxembourgeoise est un autre exemple de notre travail actuel sur les collections nationales et nous avons aussi entrepris la numérisation systématique de toutes nos pièces de faïences Villeroy & Boch.

Comment se font ces prises de vue ?

Pour les faïences, elles sont disposées sur un fond gris, l'éclairage est le plus diffus possible, sans ombre, la prise de vue est de très haute résolution, cela va jusqu'à un demi giga-byte par photo... En numismatique, c'est encore différent. Les monnaies brillent et elles ont du relief, donc, il faut travailler avec une ombre rasante, très courte. Dès octobre prochain, nous allons encore franchir un pas. Nous allons commencer la numérisation 3D d'objets. Notre premier essai portera sur une collection très spéciale : nous avons

tout un ensemble – le terme luxembourgeois le dit de manière imagée – *de Wallbecken*, des fusils de grande longueur qui étaient posés sur le haut du *Wall*, le mur fortifié. Sous le régime prussien encore, c'était une arme qu'on cherchait à améliorer. Pour en revenir à la technique, notre problème, c'est que ces fusils brillent. On va voir... sachant que ce que nous recherchons, c'est la perception tactile alors qu'on ne peut pas toucher l'objet. C'est une tendance qui se développe actuellement dans les musées étrangers et nous ne voulons pas rater le coche.

Vous avez des données sur le nombre de visiteurs des visites virtuelles ?

Pour l'exposition Carla van de Puttelaar, durant le confinement, on a compté quelques 1 800 clics. Nous avons par ailleurs aussi communiqué très activement avec nos publics, en collaboration avec le groupement des Musées de la Ville. La campagne *MuseumSmile* a donné un input culturel quotidien via des « posts » sur les réseaux sociaux. Avec « MNHA at home », on a mis en ligne des questions, des petits quiz qui renvoyaient à un lien et les réponses étaient à trouver en parcourant les visites virtuelles 3D. Nos guides ont fait des visites vidéo, ce que nous avons maintenu tout l'été à cause du succès qu'elles ont connu durant le confinement. Des liens renvoient également vers les visites virtuelles et les fiches d'objets de la plate-forme numérique.

L'accès réel au musée reste évidemment inestimable, mais de fait, le MNHA virtuel est prêt à toute éventualité...

Cela a été un gros *challenge* pour le personnel du MNHA, mais c'est certain que cela continue à porter ses fruits depuis la réouverture du musée dans des conditions de public limité. On a travaillé avec un vidéaste qui a fait des interviews avec le curateur, la restauratrice des *Maîtres du Baroque Espagnol*. Ces vidéos, elles ont été aussi intégrées dans les visites virtuelles. Car pour un certain temps encore, les visiteurs devront avoir accès aux expositions autrement qu'avec les classiques guides audio, les tablettes numériques. Nous mettons à disposition l'utilisation de QR codes pour les vidéo-guidages dans l'exposition *Wiele wat mir sinn* et désormais *Brushed by Light*, qui est prolongée jusqu'en janvier 2021. ●

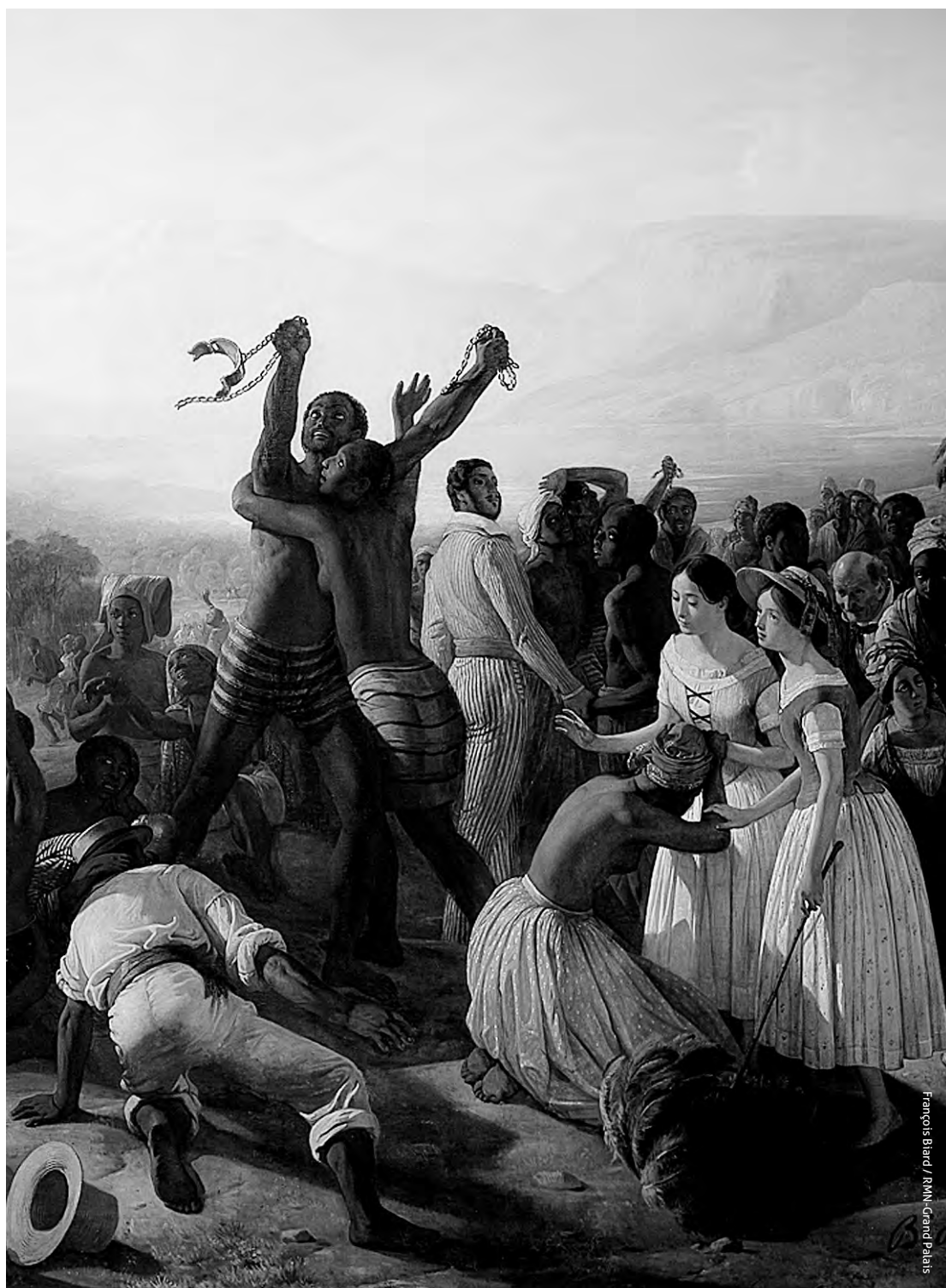
Mitmenschen aus dem Hinterland

Martin Ebner

In Ostfrankreich und der Schweiz erinnert eine Themenstraße an die Abschaffung der Sklaverei

In den Wäldern an der Schweizer Grenze waren nie besonders viele „Negersklaven“ oder Paläste von Menschenhändlern. Als dort aber Dörfler anno 1789 zur Wahl der Generalstände ein „Beschwerdebuch“ verfassten, notierten sie ausdrücklich: „Die Einwohner und die Gemeinde von Champagny können nicht an die Leiden der Neger in den Kolonien denken, ohne dass ihre Herzen vom schärfsten Schmerz durchdrungen werden.“ Obwohl die Schwarzen doch die gleiche Religion hätten, würden sie schlechter als Lasttiere behandelt.

Von den rund 60.000 *Cahiers de Doléances*, die sich in ganz Frankreich erhalten haben, ist das von Champagny das einzige, das nicht nur über hohe Steuern und feudale Privilegien klagt, sondern auch uneigennützig die Abschaffung der Sklaverei fordert. Historiker vermuten, dass die Idee dazu von einem Leibwächter des französischen Königs stammte; der Offizier war gerade in Champagny auf Heimaturlaub. Heute erinnert daran ein *Haus der Négritude und der Menschenrechte*, in der Nähe der bekannten LeCorbusier-Kirche auf dem Hügel von Ronchamp.



L'Abolition de l'esclavage. Ein Propagandabild (1848) der zweiten frz. Republik

casino luxembourg

25 ans!

Appel à projets

Avez-vous un souvenir particulier en relation avec le Casino ?

Avez-vous une idée à quoi pourrait ressembler le Casino dans le futur ?

Que vous soyez artistes, visiteur·euse·s ou ami·e·s du Casino, envoyez-nous vos souvenirs et idées sous forme de visuels (dessins, photos, etc.) ou de textes.

Les projets retenus feront l'objet d'affiches diffusées dans l'espace public en 2021

dans le cadre du 25^e anniversaire du Casino Luxembourg – Forum d'art contemporain.

Conditions de participation sur www.casino-luxembourg.lu

Der Osten Frankreichs scheint weit weg von Atlantikhandel, Zuckerrohrplantagen oder Demonstrationen für *Black Lives Matter*. Die Regionen Grand-Est und Bourgogne-Franche-Comté sehen sich aber als die „historische Wiege der Bewegung für die Abschaffung der schwarzen Sklaverei“. Im Jahr 1998, zum 150. Jahrestag der Befreiung, gründete Champagny zusammen mit vier weiteren Orten die *Route des Abolitions de l'Esclavage*.

Bei Lunéville hat das Dorf Emberménil ein Haus zum Gedächtnis an Abbé Grégoire eingerichtet: Der einstige Pfarrer des Orts ist vor allem für seine Rolle während der Französischen Revolution berühmt, als einer der Gründer der Ersten Republik und Autor der Erklärung der Menschenrechte. Er war aber auch Präsident der *Gesellschaft der Freunde der Schwarzen*, und in der Nationalversammlung kämpfte er gegen die „Aristokratie der Hautfarbe“, also gegen die Vorherrschaft der Weißen.

Im Schloss Joux bei Pontarlier entwickeln sich die ehemalige Gefängniszelle und das Grab von Toussaint Louverture zum Wallfahrtsort für Antikolonialisten: Der Anführer des Aufstands auf der Insel Saint-Domingue, der ersten und einzigen erfolgreichen Sklaven-Revolution im französischen Weltreich, wurde im Jahr 1802 auf Befehl Napoléons dort eingekerkert. In der Jura-Festung starb Louverture noch vor der Gründung von Haiti, der ersten unabhängigen Republik von Schwarzen, die ihn heute als Nationalheld verehrt.

Bei Dijon haben die Dörfer Chamblanc-Seurre und Jallanges einen „Erinnerungswald“ für eine dort geborene Missionarin gepflanzt: Anne-Marie Javouhey bildete in Französisch-Guyana freigekaufte Sklaven in verschiedenen Berufen und Handwerken aus. Die Gründerin der *Josef-schwestern von Cluny*, des ersten Missionarinnen-Ordens, vertrat Jahrzehnte früher als Bischöfe und Päpste die Meinung, Schwarze seien „Menschen wie wir“.

Etwas an den Haaren herbeigezogen ist die Antikolonialgeschichte von Fessenheim: Das elsässische Dorf nahe Freiburg, ansonsten für ein altes Kernkraftwerk bekannt, zeigt ein Museum für Victor Schoelcher. Dieser Porzellanfabrikant und Staatssekretär verfasste nach einer schockierenden Amerika-Reise unzählige Artikel gegen Menschenhandel - und dann auch das Dekret, das am 27. April 1848 in Frankreich die Sklaverei „endgültig und vollständig“ abschaffte. Geboren und gestorben ist Schoelcher in Paris, gelebt hat er lange auf den Antillen und im englischen Exil. Sein Vater aber stammte aus Fessenheim, und auch er selbst sei immer „stolz auf seine elsässischen Wurzeln“ gewesen.

Mittlerweile haben sich insgesamt 25 Erinnerungsorte, die etwas mit der Abschaffung der Sklaverei zu tun haben wollen, zu einem europäischen Gedächtniszentrum vereint. Dazu gehören auch Monumente berühmter Persönlichkeiten, zum Beispiel das Geburtshaus des Schriftstellers Victor Hugo in Besançon und das Schloss des Philosophen Voltaire in Ferney bei Genf. Fünf der Gedächtnisorte liegen in der französischsprachigen Schweiz: vom Verlagshaus STN in Neuchâtel, das einst die Enzyklopädie und andere

in Frankreich verbotene Schriften veröffentlichte, bis zum Haus des Aufklärers Jean-Jacques Rousseau in Genf.

Die Themenstraße soll die „Verteidigung der Freiheit“ stärken und der „Bewusstseinsbildung zu Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Intoleranz“ dienen. Ein Ziel ist aber auch die „Entwicklung des Erinnerungstourismus“: Die „ein-

An den Rassismus der anderen erinnert man sich meist lieber als den eigenen

zigartige monopolartige Position in der Geschichte“ soll neue Zielgruppen zu Reisen in die französisch-schweizerische Grenzregion locken, insbesondere die „nationale und internationale Diaspora von Sklavennachkommen.“ Immerhin waren einst mehr als zwölf Millionen Afrikaner über den Atlantik verschleppt worden.

Dabei sind manche der Souvenirs durchaus unschön. Das Museum in Champagny hat gerade eine Sonderausstellung zum Zweiten Weltkrieg eröffnet: Zwei Drittel der Soldaten, die unter großen Opfern Frankreich befreiten, kamen aus den Kolonien - zum Sieg durften dann aber nur Weiße durch Paris paradien. Gemildert wird die historische Schande dadurch, dass dafür vor allem die USA verantwortlich waren, die damals noch Rassentrennung hatten. An den Rassismus der anderen erinnert man sich meist lieber als den eigenen. ●

PRÉCEPTES À LA VISITE

L'ennui au musée ?

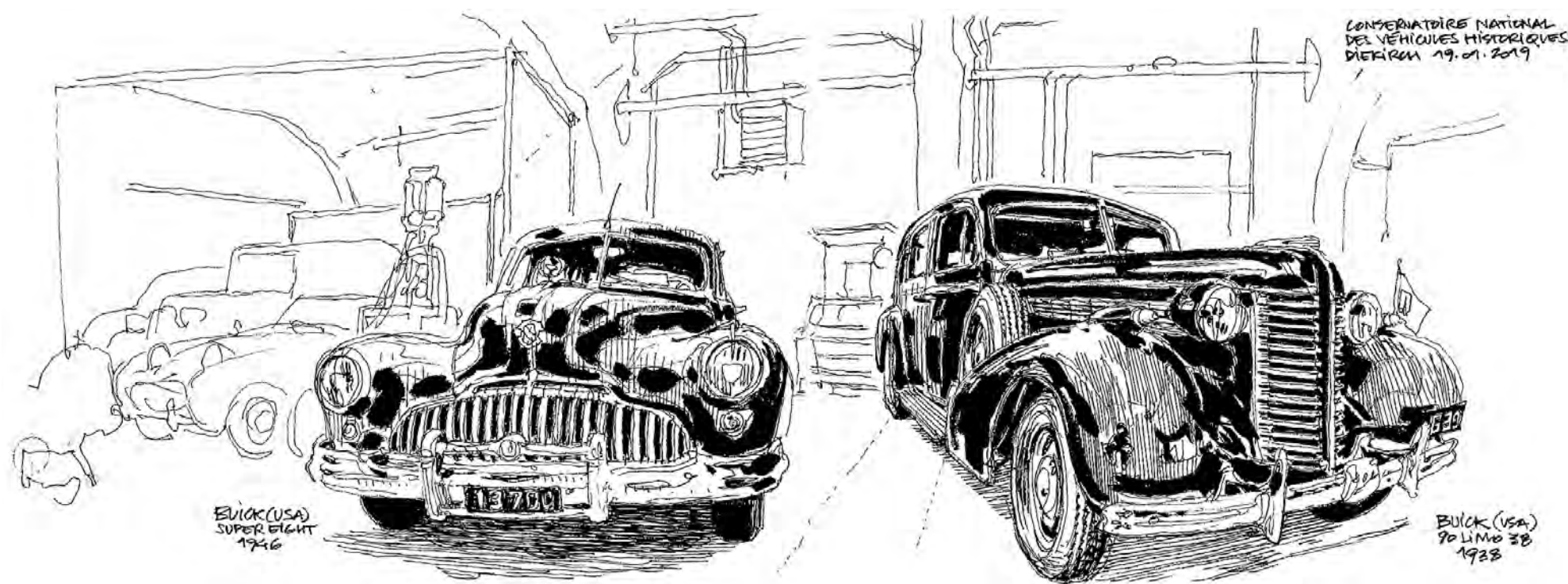
Cyrlil B.

Cet été, nombreux sont ceux qui en ont fait l'amère expérience. La perspective de, finalement, passer ses vacances entre Remich et Weiswampach plutôt qu'en Californie ou au bord de la Mer rouge n'a pas suscité un enthousiasme débordant dans la plupart des foyers concernés. Cet automne encore, si vous aviez envisagé de profiter de l'arrière-saison pour découvrir en famille le *Musée d'Orsay*, le *Rijksmuseum* ou le *Prado*, il va certainement falloir faire appel à la méthode Coué : « On annule mais, vous allez voir, on va trouver quelque chose de génial (et de local) à la place ! »

Le Conseil international des musées (ICOM) définit trois grandes missions aux institutions muséales : « rechercher, conserver, transmettre ». Vous ajouteriez volontiers « occuper les dimanches pluvieux », mais vous savez que vos enfants pencheraient plutôt pour « ennuyer ». Alors, plutôt que leur proposer une quatorzième visite du *MNHA*, du *Natur Musée*, du *Science Center* ou du *Dräi Eechelen*, une idée pourrait être de se tourner vers les petits musées, cachés dans les différentes localités du pays.

Premier avantage de ces musées miniatures : leur taille. Qui-conque a souffert le martyr en accompagnant un stakhanoviste de la lecture des cartels dans le dédale des couloirs du *Musée du Louvre*, du genre qui ne veut rien manquer des œuvres mentionnées comme « valant le détour » dans leur guide touristique, tous ceux qui ont vécu l'ascension de la rampe du Guggenheim comme un lent calvaire capable de transformer l'enthousiasme du départ en une frustration croissant au gré du lent trépignement nécessaire pour arriver à son sommet, seront sensibles à l'argument choc : « se visite en une heure ». Même avec le plus grand intérêt possible pour les insignes des différents régiments de la seconde guerre mondiale, je mets au défi quiconque de passer plus de 45 minutes dans les trois salles et l'escalier en colimaçon du *Musée de la Bataille des Ardennes* à Clervaux.

Et encore, là, on parle de la visite, mais il ne faut pas négliger la longue file d'attente qui la précède, façon *Disney Land* mais au bord de la route, sac à dos sur les épaules, avec l'aînée qui râle parce qu'elle a froid dans son *mini-short* et le dernier qui demande à aller aux toilettes depuis dix minutes. Les musées du



Vatican, c'est grandiose, mais il faut compter plusieurs heures de queue pour aller voir la collection des carrosses ayant appartenu aux papes, alors qu'en quelques dizaines de minutes, à Peppange, l'on peut tranquillement découvrir le *Musée de Calèches Grande-Duchesse Charlotte*.

Surtout, du fait de leur taille réduite, ces musées se concentrent forcément sur une thématique précise, qu'elle soit plutôt historique, industrielle, scientifique ou artistique. Oubliez les sept millions d'objets du *British Museum*, qui couvrent le monde entier, depuis la préhistoire jusqu'au XIX^e siècle. Quand vous entrez dans les musées ruraux, à la *Robbesscheier*, au *Thillenvogtei* près de Wahl, à *Possen* à Bech-Kleinmacher ou à *Schiewesch* à Binsfeld, vous savez que vous allez vous plonger dans la vie à la campagne du siècle dernier. Si vous ne frémissez pas d'excitation à l'idée de caresser un cheval de trait ou que vous ne brûlez pas du

désir d'apprendre comment on fabriquait du pain avant le confinement et l'invention du Thermomix, il suffit de choisir autre chose.

Exception faite du *Mudam*, qui est loin d'entrer dans la catégorie des « petits musées ruraux », et qui expose de l'art contemporain malgré son nom de « musée d'art moderne », il y a rarement tromperie sur la marchandise. Ainsi, au musée de la distillerie de Kehlen (*Brennerei*) vous allez... découvrir les techniques de distillation. Vous pouvez aussi apprendre comment se produit la bière à Wiltz ou à Bascharage, comment on extrayait le fer à Rumelange, taillé les ardoises à Haut-Martelange, tissé des draps à Esch-sur-Sûre ou même comment on a imprimé des cartes à jouer à Grevenmacher (en partie en raison d'avantages fiscaux, déjà au XVIII^e siècle !). Ces musées ont un côté nostalgique, d'une époque où l'agriculture et l'industrie irriguaient l'activité économique

du pays. Il n'y aura pas de musée du pot de yaourt à Bettembourg dans cinquante ans, c'est la vie.

Certes, les dioramas fabriqués à partir de vieux mannequins récupérés lors de fermeture de Monopol sont un peu kitsch. Certes, on reste dans les grands clichés du patrimoine grand-ducal (le musée de la banque à Luxembourg ville, le musée de l'Europe à Schengen... on attend encore le musée de l'espace à Betzdorf). Mais l'enthousiasme communicatif de la plupart des guides, souvent bénévoles, qui n'ont pas encore été remplacés par des dispositifs électroniques qui crachotent dans vos oreilles en vous expliquant une autre œuvre que celle que vous êtes en train de regarder et, *last but not least*, la perspective de terminer par un petit *Choky* ou une bonne bière au café d'en face, devraient suffire à convaincre tout le monde de prendre la route lors du prochain dimanche pluvieux et à oublier... l'ennui au musée. ●

RECOURS BIENVENUS EN TEMPS DE CONFINEMENT, IL RESTE À EN TIRER DES CONCLUSIONS, POUR QUELLES INNOVATIONS

D'(in)dispensables succédanés

Lucien Kayser

Cela s'est passé un dimanche en septembre, le 20 exactement, à Madrid, et il faut dire que l'événement ne manque pas d'ironie. À un moment où un peu partout on s'efforçait tant bien que mal à reprendre des spectacles culturels, des compétitions sportives, l'opéra allait y donner *Un ballo in maschera*, de Verdi, sans aucune arrière-pensée ; la représentation n'a pas été à son terme, à la mort et au pardon du gouverneur, les visiteurs ayant protesté contre une présence trop nombreuse du public, sans que soient respectées les règles de la distanciation. Alors qu'il semble que seule la moitié des places furent occupées, contre une recommandation d'une capacité à 75 pour cent ; les temps, hélas, s'avèrent compliqués à tous égards.

Très longtemps, des mois durant, dans trop de domaines, économiquement, socialement, le confinement à mis à mal les gens. Privés de ce qui leur était cher, indispensable, ils ne savaient, ne savent toujours pas à quels saints (politiques, médicaux) se vouer. Côté culture, tout ce qui était vivant, participait à l'impression de la vie, était mis au placard d'un jour à l'autre, comme si, du jour au lendemain, il n'y avait qu'à se replier sur les conserves. Des *Ersatz*, des succédanés, qui existaient heureusement, des enregistrements de concerts, de pièces de théâtre, d'opéras. (On ne va pas retenir les reprises de matchs de football par exemple dont on connaît le résultat ; sur ce terrain-là, on a attendu les matchs à huis-clos pour se rendre

compte de ce qui faisait défaut, et de la démarche infantile d'y suppléer un arrière-fond quelconque.)

Le festival de Salzbourg a fait de son mieux pour ne pas rater entièrement le rendez-vous estival. Avec du courage, beaucoup de prévoyance, et il n'a pas eu à le regretter. Ses responsables, avec les dirigeants politiques du Land, ont publié un manifeste réaffirmant haut et fort leur engagement ; ils y évoquent ce que la culture vivante est appelée à être : « Bildung des Geistes und Wahrnehmung, soziales Erleben von Gemeinschaft in einer individualisierten Gesellschaft » (dans la mesure où l'accès est rendu possible à un grand nombre), enfin, et là ils touchent justement à ce que nous venons de vivre, « Gegenmodell zu einer beliebigen technischen Reproduzierbarkeit ».

Pas question de renvoyer plus que de raison à Walter Benjamin, mort il y a exactement quatre-vingts ans. Quand on aura salué tout ce qui sert la diffusion des œuvres (au-delà d'une reproductibilité arbitraire), il restera la perte de l'aura, du face-à-face avec l'original (le hic et nunc). Pour la peinture, ce qui parle au sens du toucher par exemple, malgré l'interdiction, mais les yeux ne palpent pas moins ; pour la sculpture, une vision globalisante. Et pour les arts de la scène, la conserve ne remplit jamais mieux son rôle que comme souvenir, tel un catalogue. Même s'il est des détails d'une mise en scène qui sont plus visibles en gros plan, encore faut-il leur donner leur place, leur signification dans l'ensemble (affaire du talent et du travail de la personne derrière la caméra et à la table de mixage).

Le recours à la technique (jusque dans le télétravail et les visioconférences) a été le bienvenu. Son emploi vaut ce que nous en faisons. Un metteur en scène comme Frank Castorf en a poussé depuis longtemps l'utilisation très loin, dans le spectacle vivant justement. Et dernièrement, la critique a dit beaucoup de bien de sa production *Molto agitato*, à l'opéra de Hambourg, avec de la musique de Haendel à Kurt Weill et Ligeti en passant par Brahms, avec « auf der kahl-kargen Bühne fünf Sänger-Darsteller, die sich, wie von der Regie verlangt, nicht nahe kommen dürfen ». Ici-même, il a été question de l'expo-

sition John Heartfield, *Fotografie plus Dynamit*, à l'Akademie der Künste de Berlin, reportée au moment du confinement et passée aussitôt sur Internet, exemplaire dans son transfert ; il est vrai que cet art s'y prête on ne peut mieux, avec son impact direct, et la dimension sociale, collective visée.

Le petit écran (télévision ou internet) peut être un formidable outil culturel, à commencer par la diffusion. C'est Malraux qui y a insisté le premier, dans la foulée de son musée imaginaire. Dans son discours à l'inauguration de la maison de la culture d'Amiens, en 1966, il soulignait que dans une ville de 60 000 habitants il y avait 7 000 abonnés, donc plus de dix pour cent rassemblés dans l'ordre de l'esprit. L'année précédente, la télévision française (et à l'époque sans interruption publicitaire) avait donné *Dom Juan*, de Molière, dans une réalisation de Marcel Bluwal avec Michel Piccoli dans le rôle-titre et Claude Brasseur dans celui de son valet Sganarelle ; et le ministre de la Culture d'insister sur le fait qu'en une soirée, une seule, plus de Français avaient vu la pièce que pendant les trois siècles depuis sa création en 1665 dans la grande salle du Palais-Royal.

Autre chose que la réception, ou la diffusion, devrait plus encore retenir l'attention, susciter l'intérêt : les nouveaux médias, bien élargis dans les cinquante dernières années, comme outils de création. Et là, le bât blesse, il n'est guère de raison d'être optimistes. Restons-en à la télévision, et un seul exemple suffira, choisi à dessein dans une perspective de grand public, la façon dont elle traite les variétés (il y existe de la qualité, des chanteuses, des chanteurs estimables). Cependant, où est passé le temps des Jean-Christophe Averty, inventant un véritable langage télévisuel, tout personnel, ou Denise Glaser, accentuant ses entretiens de silences très expressifs, quasiment parlants. Aujourd'hui, ça fait grand bruit, ça bouge dans tous les sens, pour n'importe quoi. Allez, même hors confinement, on retournera toujours avec le plus grand plaisir aux réalisations d'Averty, et on lui passera le bébé à la moulinette (là encore les temps ont changé) ; c'est à Denise Glaser d'ailleurs qu'il expliquait que le hachoir à viande est un symbole cosmique, et pour lui un très bel objet. ●



AW LUXEMBOURG ART WEEK

THE INTERNATIONAL CONTEMPORARY
ART FAIR IN LUXEMBOURG

20–22 NOVEMBER 2020

Halle Victor Hugo

MAIN SECTION

Antonella Cattani contemporary art, Bolzano
Galerie Arnoux, Paris
ARTSKOCO Korean Connection, Luxembourg
Ceysson & Bénétière, Luxembourg, Paris, Geneva, Saint-Etienne, New York
CULTUREINSIDE GALLERY, Luxembourg
DavisKlemmGallery, Wiesbaden
Galerie Eva Meyer, Paris
Josef Filipp Galerie, Leipzig
Galerie VC&R, Antwerp, Knokke
GALERIE BERTRAND GILLIG, Strasbourg
Galerie Laurent Godin, Paris
GALERIE F. HESSLER, Luxembourg
JARMUSCHEK + PARTNER, Berlin
Bernard Jordan, Paris, Zurich, Berlin
Kahn Gallery, London
GALERIE ANJA KNOESS, Cologne
Gebr. Lehmann, Dresden
Galerie Lelong & Co., Paris, New York
MACADAM GALLERY, Brussels
MARUANI MERCIER, Brussels, Knokke, Zaventem
Mazel Galerie, Brussels
mediArt, Luxembourg
MOB-ART studio, Luxembourg
Nosbaum Reding, Luxembourg
GALERIE OBRIST, Essen

LA PATINOIRE ROYALE/
GALERIE VALERIE BACH, Brussels
Radial Art Contemporain, Strasbourg
Schönfeld gallery, Brussels, Antwerp
Galerie Schortgen, Luxembourg
Stems Gallery, Brussels
Valerius Gallery, Luxembourg
galerie Nadja Vilenne, Liège
GALERIE VOSS, Düsseldorf
Zidoun-Bossuyt Gallery, Luxembourg
zs art galerie, Vienna

TAKE OFF

GALLERY 1:1, Luxembourg
AEDAEN GALLERY, Strasbourg
APERTO, Montpellier
GALERIE ARIANE C-Y, Paris
Artscape, Luxembourg
GALERIE ANNE BARRAULT, Paris
Centre d'Art Contemporain du Luxembourg Belge (CACLB), Buzenol
delphine courtay, Strasbourg
Empreinte atelier de gravure, Luxembourg
FELLNER Contemporary, Luxembourg
FRED&FERRY, Antwerp
Hariko, Esch-sur-Alzette

janinebeangallery, Berlin
KUNSTVEREIN TRIER JUNGE KUNST e.V., Trier
Lymfyr Art Consulting, Luxembourg
META-MORPHOSIS, Differdange
Modulab, Metz
Galerie Netzwerk, Trier
Nosbaum Reding Projects, Luxembourg
L'Orangerie, espace d'art contemporain, Bastogne
Galerie PJ, Metz
Galerie Jean Louis Ramand, Aix-en-Provence, Paris
GALERIE ROBET DANTEC, Belfort
La « S » Grand Atelier, Vielsalm
Saarländisches Künstlerhaus Saarbrücken e.V., Saarbrücken
Sixthfloor, Koerich
Galerie Tokonoma, Paris

FOCUS BRUSSELS

Archiraar Gallery, Brussels
CAPS, Brussels, Antwerp, Ostend
Dauwens & Beernaert Gallery, Brussels
Galerie DYS, Brussels
Galerie Felix Frachon, Brussels
Nationale 8 Gallery, Dilbeek
Spazio Nobile, Brussels

luxembourgartweek.lu



LE GOUVERNEMENT
DU GRAND-DUCHÉ DE LUXEMBOURG
Ministère de la Culture



VILLE DE
LUXEMBOURG



LE GOUVERNEMENT
DU GRAND-DUCHÉ DE LUXEMBOURG
Ministère de l'Économie

Direction générale du tourisme



LuxembourgforFinance
Agency for the Development of the Financial Centre



ATOZ
TAX ADVISERS LUXEMBOURG



Post



VALUE
ASSOCIATES



lalux⁺
ASSURANCES



Raiffeisen
Naturellement ma banque



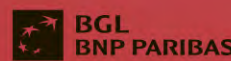
CODIC
GROUP
REAL ESTATE DEVELOPER



CREUTZ & PARTNERS
THE ART OF ASSET MANAGEMENT



capital at work
Wealth Management | Flyer Group



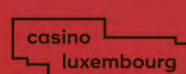
BGL
BNP PARIBAS



DELEN
PRIVATE BANK



ELVINGER
HOSS
LUXEMBOURG



casino
luxembourg



ROTONDES:
EXPLORATIONS CULTURELLES



MUDAM
MUSEUM OF MODERN AND CONTEMPORARY ART